Biogr.
311

<36613896360019

<36613896360019

Bayer. Staatsbibliothek

Vt.2 10880

Biogr. 311.

MADAME LA COMTESSE
DU BARRY.

# Kurze Lebensgeschichte der Frau Gräfinn Du Barry,

nebst ihrem Bildnisse.

---

Paris. 1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kurze

# Lebensgeschichte

der Frau Gräfinn

# du Barry.

---

Ob man gleich die Lebensgeschichte dererjenigen, welche man einer Stelle in den Geschicht-Büchern würdig erachtet, erst nach ihrem Tode öffentlich herauszugeben pflegt, so ist es doch nicht ganz ohne Beyspiel, daß man zuweilen diesen Zeitpunct vorher behandelt hat, um eine kurze Lebensgeschichte von gewissen berühmten Personen zu geben, welche durch die grosse Rolle, die sie in der Welt spieleten, in verschiedenen Ruckſichten die allgemeine Neugierde reizten, und durch ihre ausserordentlichen Eigenschaften sowohl in dem Guten, als in dem Bösen, wichtig wurden. Ausser diesem

allgemeinen Bewegungsgrunde, wovon wir eine Beziehung auf die Frau Gräfinn **du Barry** anwenden zu können glaubten, haben wir uns um desto leichter entschlossen, der Welt ein Geschenk mit der **kurzen Geschichte** ihres Lebens zu machen, ehe der Tod den Faden desselben abgeschnitten hat, da sie durch ihre Ungnade gezwungen worden ist, die elenden Ueberbleibsel davon in der Dunkelheit eines Klosters fortzuschleppen; also sehen wir sie schon itzt als völlig abgestorben für die Welt an, und folglich, da sie sowohl in Ansehung unser als ihrer selbst ihre glänzende Laufbahne geendiget hat, und aus dieser Ursache keine Folge solcher Begebenheiten mehr erwarten kann, die mit dem Theile ihrer Geschichte übereinstimmen, der allein für Europa wichtig seyn kann: so haben wir uns beeifert, diejenigen öffentlich bekannt zu machen, von welchen wir glauben, daß sie jenes Gepräge der Wahrheit an sich tragen, das allein alles Verdienst einer Geschichte ausmacht und welches dem Geschichtschreiber das Gesätz vorschreiben soll. Wenn in der Folge ihres Lebens ihre Handlungen wichtig seyn können, so kann solches nicht anders geschehen, als in Ansehung des andächtigen oder scheinheiligen Volkes, und wenn je Gelegenheit dazu vorhanden ist, so wird es auch irgend einem geistlichen Geschichtschreiber zustehen, die Geschichte dieses zweyten Theiles ihres Lebens zuschreiben, die große Anzahl der **Legenden** zu vermehren, und die Berichte zu

ihrer

ihrer Heiligsprechung nach Rom zu liefern. Die Wirksamkeit der Gnade, welche aus der Magdalena eine berühmte Büsserinn machte, könnte aus der Frau **du Barry** eine zu Wundern fähige Heilige machen, und die Abtey Pont-aux-dames könnte wohl in der Folge der Zeit ein eben so berühmter Wallfarthsort werden, als St. Braume bey Marseille (1). Obgleich in der physischen Ordnung ein wenig schlechter Sauerteig hinreichend ist, eine grosse Menge Teiges zu verderben, und ein einziger von der Pest angesteckter hinreichend ist, die Seuche in ein ganzes Land zu bringen, so hoffen wir doch, daß in der moralischen Ordnung der Teig den Sauerteig reinigen wird, und daß die gesunden Personen dem von der Pest angesteckten die Gesundheit wieder geben werden. Wenn dieses nicht also seyn sollte, so würde Ludwig der Sechszehnte, der schon die Bewunderung von Europa auf sich zieht und der Abgott der Franzosen ist, keinen großen Begriff von seiner Klugheit und von seiner Religion beybringen, da er die keuschen Bräute des Herrn zwingt, die Gemahlinn des Herrn **du Barry** bey sich aufzunehmen, deren Auf-



(1) Man sieht in der Höhlung eines Felsen bey Marseille eine Kluft, welche der Aberglaube noch heute zu Tage für den Ort halten macht, wohin sich die Magdalena nach dem Tode des Heilandes mit dem Lazarus und seiner Schwester der Martha begab, um daselbst ihre Busse zu vollenden. Dieser Ort, St. Beaume genannt, ist eine berühmte Wallfarth.

führung und Gesinnungen allem Ansehen nach ein gefährliches Widerspiel gegen das strenge und unschuldige Leben der heiligen Klostergefangenen darstellen müssen.

Die Muthmassungen, welche man nach der Art, wie befohlen worden ist, diese trostlose Geliebte in ihrer Verbannung zu behandeln, zu schöpfen gewagt hat, eben sowohl als die verschiedenen Gerüchte, die man über diejenige Art verbereitet hat, wie sich das gegenwärtige Ministerium in Ansehung der Güter betrug, die sie während der Zeit ihrer Gnade erworben und jener, die sie die Familie, in welche sie durch ihre Heyrath mit dem Herrn **du Barry** eingetreten ist, hat erwerben machen, haben die Neugierde des Publikums noch doppelt mehr rege gemacht, um in gewisser Richtigkeit zu sehen, was sie gewesen war, ehe sie sich zu der Ehre hinauf schwung, die **Maitresse** Ludwigs des Funfzehnten zu seyn. Während den Lebzeiten dieses Monarchen würde es in Frankreich gefährlich gewesen seyn, seine Untersuchungen zu weit zu treiben, und ob man gleich vorgab, hierüber sichere Nachrichten genug zu besitzen: so würde doch die Gefahr, der man ausgesetzt gewesen wäre, die Spuren davon zu ergründen, nicht erlaubt haben, zu hinreichenden Erläuterungen zu gelangen, so daß man keinen Zweifel mehr in Ansehung ihres Ursprungs und ihres ersten Standes gehabt hätte. Nichts beweiset mehr, daß man keine genaue Kenntniß

niß der Wahrheit in Ansehung ihrer hatte, als die verschiedenen Berichte, die man von ihr ausgestreuet hat. Kaum findet man zwo Personen, die in Ansehung der wesentlichen Umstände ihres Herkommens mit einander einig sind; und noch heute zu Tage hat man es nicht dazu bringen können, die Wahrheit zu entdecken, obgleich durch den Tod des Königes von Frankreich und die öffentliche Ungnade, die sie in den ersten Augenblicken der Regierung Ludwigs des Sechszehnten erfahren hat, den Neugierigen erlaubt gewesen ist, alle Umstände zusammen zu lesen, welche dieses berühmte Frauenzimmer betroffen, und auf die Quelle hinaufzusteigen, und in Ansehung eines so wichtigen Punctes ihre Neugierde zu befriedigen. Die ausserordentliche Begnadigung, die sie genossen hat, und die Ehrenbezeigungen, die man ihr an dem glänzendsten Hofe von Europa zu erweisen genöthiget gewesen ist, rechtfertigen die Neugierde zur Genüge, die machten, daß man gern wissen möchte, ob diese grossen Vorzüge, welche sie daselbst besaß, zum Theile entweder ihrer Geburt, oder zum wenigsten ihrem persönlichen Verdienste zuzuschreiben wären, oder ob sie dieselbigen nur den Reizungen ihrer Person und dem Eigensinne der Liebe zu verdanken gehabt hätte; wenn man anders bey dem verstorbenen Könige dasjenige Liebe nennen kann, was eine abgenutzte und von der allzugrossen Menge Nahrungsmittel, die man ihm zur Unterhaltung

und frischen Anfeurung derselben lieferte, geschwächte Leidenschaft war.

Wir machen uns nicht anheischig, so völlig genau für die Wahrheit der wenigen Berichte, die wir gesammelt haben, und welche die Materie dieser kurzen Lebensgeschichte ausmachen, Bürge zu seyn. Die Frau du Barry hat vor ihrer Erhebung zum Hofe in einer Art von Dunkelheit gelebt, die nicht leicht fähig war, jemand zu verleiten, Erzählungen von dem Anfange ihres Eintrittes in die Bahne der Liebeshändel verfertigen zu lassen. Sie stack unter dem Haufen des Pöbels verborgen, und man wird sehen, daß das blosse Ungefehr sie daselbst hat bemerken machen, und daß dieses nemliche Ungefehr sie daraus gezogen hat; aber wir versichern, daß dasjenige, was wir in Ansehung ihrer zu sagen haben, vollkommen mit der Wahrscheinlichkeit übereinstimmt, oder vielmehr, daß alle Vorfälle, welche wir itzt umständlich beschreiben werden, eine zum wenigsten moralische Gewißheit haben, indem wir durchaus alle diejenigen verworfen haben, welche uns diesen Vorzug nicht zu haben schienen, und mit welchen wir diesen Band hätten vergrössern können, wenn wir uns der Gefahr, Mährchen zu erzählen, hätten aussetzen wollen. Wenn unerachtet der Sorgfalt, die wir angewandt haben, um diese Schwierigkeit zu vermeiden, wir in einigen Stellen unserer Geschichte in diesen Fehler verfallen sind; so versichern

sichern wir feyerlich, daß es weder aus Bosheit, noch aus einer verläumderischen Absicht, noch aus irgend einem jener schändlichen Bewegungsgründe geschehen sey, welche nur allzuoft satyrische und beissende Köpfe die Feder ergreifen machen.

Es giebt verschiedene hohe und berühmte Häuser, die durch das Alterthum ihres Ursprungs sich in der Unmöglichkeit befinden, den wahren Zeitpunct desselbigen anzugeben, weil er bis zu den entferntesten Zeiten hinaufsteigt. Diese Art von Dunkelheit macht gerade den wahren Glanz davon aus. Wir denken nicht, daß die Frau Gräfinn **du Barry** in diesem Falle sey, in Ansehung des Ursprungs ihres Hauses; was uns in diesem Gedanken bestärket, ist, daß die hohen und berühmten Häuser, die sich in der Unmöglichkeit befinden, die Zeit anzugeben, in welcher ihre ersten Stifter gelebt haben, durch eine ununterbrochene Zeugungsreihe bis auf das wahre Ziel hinaufsteigen können, welches den sichern Zeitpunct des Stammes ihres Geschlechtsregisters vestsetzet, dahingegen die Frau **du Barry** nicht einmal das Geschlechtregister ihres Elter-Vaters angeben kann; man versichert sogar, daß jenes ihres Vaters und ihrer Mutter ziemlich dunkel und sehr wenig bekannt sey. Dem mag nun seyn wie ihm wolle: so ist man darüber insgemein ziemlich einig, ihr einen **Ehrwürdigen Pater Capuciner**, Namens Bruder Angelus

zum Vater, und zur Mutter ein Mädchen zu geben, welches in einem grossen Hause als Köchinn diente; einige geben ihr zwar die nemliche Mutter aber einen Mann von hohem Stande zum Vater. Diese beiden Meynungen enthalten weder Widerspruch noch Unmöglichkeit in sich; man kann die eine oder die andere annehmen, ohne die Wahrscheinlichkeit zu beleidigen. Ein Bettelmönch kann leicht die Gunst einer jungen Köchinn in einem guten Hause gewinnen, wo ihm sein Amt freyen Zutritt verschafft. Ein Pater Director kann es noch leichter durch den Zugang, den er zu einer Familie hat, deren Gewissen er regiert, und diejenigen, welche in solchen Landen leben, wo man noch einfältig genug ist, die Nahrung und die Belustigungen der Mönchen zu unterhalten, wissen, wie leicht es diesen heuchlerischen Müßiggängern ist, Liebeshändel von dieser Art zu halten. Glücklich sind die Häuser, welche sich über ihre Unenthaltsamkeit nur in Ansehung der Verheerungen zu beklagen haben, die sie unter ihren Dienstmädchen anrichten; allein meistens treiben diese Herren ihre Absichten ein wenig höher. Es ist nichts, als etwas sehr gewöhnliches in den geheimen Verbindungen eines Mannes von dem vornehmsten Stande mit seiner Magd; dieß sind kleine Diebstähle, die an einer Gemahlinn begangen werden und woraus man sich kein grosses Gewissen macht; bey verschiedenen ist es nur eine Wiedervergeltung; also alles wohl betrachtet,

muß

muß man schliessen, daß die Geburt der Frau du Barry nicht rechtmässig war, und daß die ersten Jahre ihres Alters in einer undurchdringlichen Dunkelheit haben zugebracht werden müssen (2). Wenn man der Meynnung

A 5 fol-

(2) Es giebt eine dritte Meynung, welche der Frau du Barry, einen Pariser Franciscaner, die Picpuce heissen, Namens Pater Angelus zum Vater giebt, der Tertianermönch von der Regel des Heil. Franciscus war und eine kleine Landpfarre in Brie besorgte. Man kann nachsehen, was der gepanzerte Zeitungsschreiber bey dieser Gelegenheit auf der 51sten Seite in der 58sten Anmerkung sagt. Ausserdem daß das Ansehen und die Glaubwürdigkeit dieses Verfassers nicht sehr verehrungswürdig zu seyn scheint, so macht ihn die Art von Widerspruch, welchen diese Meynung in Ansehung der Erziehung der Frau du Barry bis auf das zehnte Jahr in dem väterlichen Hause enthält, uns mehr als verdächtig. Weder ein Mönch noch jeder andere Geistliche können ungestraft unter den Augen ihrer Pfarrkinder und dem Bischoffe vor der Nase die Frucht ihrer Unenthaltsamkeit ungestraft auferziehen; man weiß genug, was in diesem Falle die Klagen der Pfarrkinder wirken, und das Urtheil des geistlichen Gerichtes, so die Folge davon ist, ist gewöhnlich zu scharf, als daß unenthaltsamen Geistlichen keine Vorsicht gebrauchen sollten, um sich demselbigen zu entziehen. Es mag nun übrigens ein Franciscaner von den Picpuces, oder ein Capuciner seyn, so Vater der Frau du Barry ist: so ist es doch immer ein Mönch von dem Orden des heil. Franciscus, und der Unterschied hat auch eben so wenig Folgen, als jener, der sich zwischen dem la Tulipe, einem Granadier in

der

folget, welche sie von einem Capuciner herkommen läßt, und die nicht an und für sich selbst die wahrscheinlichste, aber die am allgemeinsten angenommen ist: so kann man ihr alsdann sehr leicht ein weit edlers und rühmliches

der zweyten Hauptmannschaft des Regiments Champagne und dem la Tulipe, Granadier in der zweyten Hauptmannschaft des nemlichen Regiments, befindet. Es ist immer la Tulipe, Granadier aus dem Regimente Champagne, wie es Pater Angelus, Mönch aus dem Orden des heil. Franciscus, ist.

Der von einer lüderlichen Dirne begangene Diebstahl dieses Kindes ist eben so wenig wahrscheinlich. Ein Kind, welches seine Eltern im Alter von zehen Jahren werth haben und liebkosen, läßt sich nicht von einer einzigen Weibsperson mit Gewalt wegnehmen; in diesem Alter ist es viel zu verständig, als daß es ein Haus, in welchem ihm nichts abgeht, verlassen und einer Landstreicherin folgen sollte, blos um des Vergnügens willen herumzulaufen; weil der Trieb zum lüderlichen Leben ein Mädchen in diesem Alter noch nicht so weit bringen kann, daß es sich der vätterlichen Gewalt entziehe, um seine Neigung zu befriedigen. Brie ist übrigens nicht so weit von Paris entfernet, daß es dem Pater Angelus, oder seiner Köchin, wenn der Mönch nicht hätte zum Vorschein kommen wollen, nicht leicht gewesen wäre, dieses junge Mädchen unter den Laternen zu Paris herumlaufend wieder zu finden und es nach Brie zurückzuführen. Die Satyre ist beissend und der gepanzerte Zeitungsschreiber war mehr besorgt, das Salz des Witzes, als die Wahr-

chers Geschlechtregister machen, als jenes für sie seyn könnte, welches d'Ausier ihr liefern würde, wenn sie ihn dafür, so wie so viele andere, bezahlte; weil sie alsdann, wenn sie vom Sohne auf den Vater bis in das zwölfte Jahrhundert hinaufstiege, ohne Furcht, sich zu irren, den **Franciscus von Assise**, mit dem Zunamen **Seraphicus**, für ihren ersten Stammvater angeben könnte. Wie viele Fa- milien in Frankreich, welche sich eines sehr al- ten Ursprunges rühmen, können nicht sechs Jahrhunderte mit Ahnen zählen! Wie viele der- selben giebt es sogar, die noch weit stolzer auf ihr Alterthum seyn würden, als sie es jetzt sind, wenn sie deutlich und ohne Widerspruch bis auf das fünfzehnte Jahrhundert hinaufsteigen könnten!

Wenn man den Satz, welcher den **Bru- der Angelus** der Frau **du Barry** zum Vater giebt, annimmt, so ist es wahrscheinlich, daß ihre erste Erziehung in dem Hause der **Findlin- ge** hat gebildet werden, und daß ihre Eltern in der Nothwendigkeit gewesen seyn müssen, den Entschluß zu fassen, diese kostbare Frucht ih- rer Liebe der öffentlichen Verwaltung anzuver- trauen, da sie wegen einer unendlichen Men- ge

Wahrscheinlichkeit damit zu verbinden; dieß ist der Hauptfehler seines ganzen Werkchens; aber ohne Zweifel hat er zu der Zeit, da er es her- ausgegeben hat, nicht gefordert, daß man ihm auf sein Wort glauben sollen.

ge von Ursachen es nicht selbst unter ihren Augen erziehen und für seine Kindheit sorgen konnten. Da sie wenig Stunden nach ihrer Geburt in diesem milden Stiftungshause eingeschlossen, mit einer fast unzählbaren Menge anderer Geschöpfe, unter welchen die meisten, obgleich von der Natur erkannt, doch so wie die Tochter des **Bruder Angelus** den schimpflichen Flecken ihrer ungewissen Geburt auf ewig tragen, vermischt, mit einem Worte in die Dunkelheit eines Hospitals verwiesen war: so ist es uns unmöglich, die mindeste Gewißheit in Ansehung der erstern Jahre ihres Alters zu haben und wir sind genöthiget, auf einmal bis ungefehr auf ihr fünfzehntes Jahr zu kommen, da sie anfieng in den Gassen zu Paris zu erscheinen, ohne recht zu wissen, wer sie wäre, woher sie käme, noch was sie bisher gethan hätte.

Wenn ein Mädchen sehr jung ist und ein schön Gesichtgen hat, so darf es nicht befürchten, daß es zu Paris lange Zeit auf dem Pflaster bleiben und sich daselbst in die schimpfliche Nothwendigkeit gesetzt sehen werde, den Vorbeygehenden mit Bitten um ihr Erbarmen beschwerlich zu fallen. Es ist gewiß versichert, bald von irgend einer mitleidigen Person aufgenommen zu werden, die sich ein Vergnügen daraus macht, es zu beherbergen und zu seinem Besten irgend einen kleinen Vorschuß zu thun, in der sichern Gewißheit, sich bald mit Wu-

cher dafür zu bezahlen, wenn sie die Tugend derjenigen, zu deren Wohlfarth sie sich von Erbarmung gerühret empfunden hat, sehr theuer verkaufet. Wie viele grosse Herren besolden solcher Art Personen, die immerfort auf der Spur sind, um ihnen junge und zarte Püppchen zu verschaffen, welche zum wenigsten dem äusserlichen Scheine nach alles Verdienst der Unschuld besitzen.

Es ist uns nicht möglich gewesen zu entdecken, durch wen noch wie die kleine von den Findlingen entflohene aufgenommen wurde, noch wer der glückliche Sterbliche war, der die Ehre hatte, der erste Schwiegersohn des **Bruder Angelus** zu seyn. Wir wissen nur überhaupt, daß die ersten Liebeshändel der Frau **du Barry** sehr im Dunkeln verborgen und nicht sehr beständig gewesen sind, und daß sie, nachdem sie ihre ersten Uebungen in den untern Schulen zurückgelegt hatte, erst mit einer Art von Glanze in der Welt erschien, da sie bey einer Putzmacherinn oder Modehändlerinn in der Stelle eines Ladenmädchens in Dienste trat. Heute zu Tage versteht man, was dieses sagen will. Ehe sie zu der Ladenmeisterinn kam, lief sie, wie man versichert, in ganz Paris mit einem Körbchen am Arme herum und gieng von einer Hausthüre zur andern, um geringe Kleinigkeiten von **kurzen Waaren**, die ihr ganzes Capital ausmachten, zu verkaufen zu suchen. Dieser Anfang prophezeihte ihre künf-

tige

tige Grösse gewiß nicht, und der Abstand von einem Hospitale bis zu dem Pallaste eines Königes in Frankreich ist zu groß, als daß Nostradamus selbst eine Centurie hätte machen können, welche der Tochter eines armen Capucinerbruders vorhergesagt hätte, daß sie, nachdem sie an dem erstern dieser Orte erzogen und von einer Menge junger Leute, die zu unbeständig sind, um einen vesten Entschluß zu fassen, bald angenommen und nach und nach wieder verlassen worden wäre, von dem ältesten Sohne der Kirche an seinem Hofe aufgenommen werden sollte, um seine letzte wirkliche titelmäßige Maitresse zu werden.

Endlich kommen wir auf den Zeitpunct des Lebens der Frau **du Barry**, wo wir bey dem Scheine der Fackel der Wahrheit fortgehen können; die dicke Finsterniß, welche über die achtzehn ersten Jahre ihres Lebens verbreitet ist, fängt an, sich zu zerstreuen; es sind nicht mehr wahrscheinliche Muthmassungen, die wir wagen, es sind bewährte Thaten, die wir itzt umständlich erzählen werden; hier trägt alles dazu bey, uns in Ansehung ihrer zu unterrichten, weil sie endlich mit einer Art einer ausstudierten und anhaltenden List erscheint, welche anfängt einen gewissen Lärm in der Welt zu machen. Der Herr von **la Vauvenardiere**, ein Mann vom Stande, welcher der wirklich in Besitz getretene Liebhaber unserer Heldinn geworden war, macht sie uns unter dem Namen

men

men Angelus von la Vauvenardiere kennen, und giebt uns dadurch das Mittel, ihr Schritt vor Schritt bis in ihre Landesverweisung zu folgen, wo sie itzt den Verlust ihres Liebhabers aus einem Bewegungsgrunde beweinet, der von jenem vielleicht sehr verschieden ist, welcher Frankreich den Tod eines Vielgeliebten Monarchen beweinen macht, der bey seinen grossen Schwachheiten keinen andern Fehler hatte, als daß er das Vergnügen liebte und sich mit allzuwenig Vorsicht demselben ergab.

Es würde freylich hier der Ort seyn, ihr Bild zu zeichnen; aber alles was wir sagen könnten, würde sich niemals der Wahrheit so sehr nähern, als diejenigen, welche man nach der Natur gemahlet hat. Der getreue Kupferstich, welchen wir vorne an diese kurze Erzählung ihrer Geschichte gestellet haben, wird sie natürlicher vorstellen, als wir es denjenigen thun könnten, die das Glück nicht gthabt haben, sie zu sehen. Diejenige, welche so glücklich gewesen sind, haben ohne Zweifel nicht nöthig, daß wir ihnen das Bild einer angenehmen Schönheit wieder vorstellen, die einen so lebhaften Eindruck auf ihre Seele gemacht haben muß, der noch nicht aus ihrem Gedächtnisse vertilgt ist.

Der Herr von La Vauvenardiere, welcher in die junge Putzmacherinn sterblich verliebt gewor-

geworden war, vernachlässigte einige Zeit lang kein Mittel, um ihr Herz zu fesseln. Dieses von Natur fühlbare Herz, welches bisher nur kurzdaurende Neigungen gehabt hatte, war nicht widerspenstig und gab der sanften Neigung nach, die es zu einem anhaltenden Liebeshandel hinzog; vielleicht mischte sich auch die Eitelkeit ein wenig darein und machte dem Edelmanne seine Eroberung ziemlich leicht. Viel Liebe, ein anhaltender Eifer und einige zu rechter Zeit angebrachte Ausgaben versicherten ihm dieselbige auf so lang, als sich seine Neigung erhielt, und das Vergnügen der Neuheit seine Liebe näherte; es ist zu vermuthen, daß seine Geliebte einige Kenntniß von ihrem Herkommen hatte, und daß sie wußte, wem sie ihre Geburt zu verdanken hatte, weil sie schon zu dieser Zeit den Namen Angelus trug, als welcher ihr wahrer Familienname war; dieses gab Gelegenheit zu jener glücklichen Anspielung, welche machte, daß man sie einige Zeit lang den **Engel des La Vauvenardiere** nannte. Man kann vernünftigerweise muthmassen, daß der **Bruder Capuciner** durch eine Wirkung der einem Vater sehr natürlichen Zärtlichkeit bey der harten Nothwendigkeit, sein Kind ausser seinem Hause, wo ihm der Wohlstand solches zu behalten nicht erlaubte, erziehen zu lassen, es niemals aus dem Gesichte verloren hatte; und daß, da sie in dem Stande war, ein Gegengefühl der Zärtlichkeit gegen die Urheber ihrer Tage zu empfinden, er ihr das Geheimniß

ihrer

ihrer Geburt anvertraute und daß durch eine natürliche Wirkung der Zuneigung, die man gegen seinen wahren Namen hat, sie keinen andern, als ihres Vaters seinen, annehmen wollte.

**La Vauvenardiere** unterhielt seinen kleinen Angelus einige Zeit lang; er hegte gegen dieses artige Mädchen alle die Liebe und alle die Zärtlichkeit, welche ihre schöne Gestalt einzuflössen im Stande war; aber endlich, es mochte nun eine bey denjenigen, die nur für ihr Vergnügen lieben, ziemlich gewöhnliche Unbeständigkeit seyn, oder der kleine Engel mochte am Ende wider die Treue gefehlt haben und ihm die Einförmigkeit des Vergnügens verdrüßlich geworden seyn, oder sie mochte keine andere Vorzüge besitzen, als die Artigkeit ihrer Person und die einnehmenden Reize ihrer Gestalt, oder endlich weil sie in Ansehung der Reize des Verstandes nicht so gut versehen seyn mochte, als in Ansehung der Reize der Schönheit, endlich brach diese schöne Vereinigung und, indem der Liebhaber seine Geliebte verließ, wegen welches Bewegungsgrundes es sicher anzuzeigen schwer wäre, gab er ihr ihre erste Freyheit wieder und erhielt die seinige zurück.

Nun ward sie wieder die Gebieterinn über ihre Person geworden, und konnte ihr Schicksal nach ihrem freyen Willen bestimmen; übri-

gens hatte sie sich durch die fleißigen Besuche gebildet, die sie von einem Liebhaber erhalten hatte, welcher im Stande gewesen wäre, ihr in Ansehung der Liebeshändel schöne Lehren zu geben, wenn sie im Stande gewesen wäre, sich dieselbigen zu nutze zu machen. Nun erschien sie wieder als eine Person, die sich zu versorgen und Nutzen von den Reizungen zu ziehen suchte, welche sie noch hoffen lassen konnten, daß sie bald Kundschaft finden würde. Aber die von der Vorsicht bestimmte Zeit war noch nicht gekommen, und sie mußte sich mit flüchtigen Gefälligkeiten begnügen, welche, ob sie gleich ziemlich gut bezahlet wurden, ein Herz nicht befriedigen können, das schon das sanfte Vergnügen, nur einem zuzugehören genossen hat. Die mit der Zwanggerechtigkeit der Gunstbezeigungen unzertrenlich verknüpften unangenehmen Empfindungen und die Verachtung, welche immer die Folge davon ist, macht den Zustand eines Mädchen, das jederman zum Gebrauche steht, sehr unangenehm, wenn es sich nach dem Verluste eines Liebhabers mit genugsamen Reizungen versehen sieht, der Einrichtung eines neuen Liebeshandels würdig zu seyn. Obgleich die junge Angelus sich in diesem Falle befand: so war sie doch gezwungen nicht grausam gegen diejenigen zu seyn; welche sich sogar mit der Absicht einstelleten, ihre Neigung gegen sie nur einige wenige Augenblicke dauren zu lassen.

Nachdem sie von einer Hand in die andere gekommen war, so ließ sie ein ungefehrer Zufall endlich in die Hände des Grafen **Du Barry** fallen, welcher seit einigen Jahren auf dem Pflaster zu Paris sich das Glück günstiger zu machen suchte, als es ihm in der Provinz gewesen war, und welcher zu diesem Ende kein Mittel vernachläßigte, das ein **Gasconier**, der Verstand und Gaben besitzt, zuweilen mit einigem glücklichen Erfolge anwendet, so aber **Du Barry** bisher fruchtlos angewendet hatte, ob er gleich nebst dem Vortheile, ein Eingebohrner und ziemlich neu aus einer Provinz, deren Landesleute nach allgemeinem Glauben grosse Hülfsquellen haben, angekommener zu seyn, noch den Vorzug eines ziemlich wohl genährten Verstands und einer sehr angenehmen Lebensart besaß; die wichtige Rolle, die er in der Scene, die ich itzt zeichnend entwerfe, gespielet hat, berechtiget mich ohne Zweifel, seinetwegen ein wenig von meiner Hauptgeschichte abzuweichen, und ich würde gegen die genaue Richtigkeit der Geschichte zu fehlen glauben, wenn ich ihn nicht aus dem Grunde kennen lehrete. Wenige Personen sind vielleicht von seiner Geburt, von dem Ursprunge seines Adels, von seinen Glücksumständen und mit einem Worte von allem dem, was seine Geschichte bis auf den Augenblick seines glänzenden Glückes betrifft, so gut unterrichtet, als ich. Ich habe so oft falsche Berichte in Ansehung seiner gesehen, daß es mir lieb ist, dem

Publikum hierüber seinen Irrthum zu benehmen. (3). Der Herr Du Barry ist zu Levignac, einer kleinen Stadt in Guienne, drey Stunden weit von Toulouse und zwo Stunden weit von Isle Jourdain, gebohren. Seine Eltern führen daselbst seit langer Zeit den Titel Edelleute, (Nobles oder wie man sagt Gentilshommes), und ob sie gleich keinen Adel von dem ersten Alter besitzen und dieser ihr Adel nur von dem Capitoulate von Toulou (4) herkömmt: so werden sie doch heute zu Tage ohne Widerspruch für eine Familie vom zweyten Range unter dem zahlreichen Adel dieser grossen Provinz gehalten. Als ältester Sohn hat er die Güter seiner Eltern unter

(3) Man weiß nicht, warum er seinen Namen verfälscht hat; er schrieb sich Du Barri, und nicht Du Barry.

(4) Das Capitulat zu Toulouse ist nichts anders, als was sonst überall das Amt eines Schöffen oder Bürgermeisters (Echevin) ist. Diejenigen, welche von dem Könige zu diesem Ehrenamte, welches einigermassen mit dem Amte eines Consuls zu Rom übereinkömmt, ernannt werden, erhalten den Adel für sich und für ihre Nachkommen auf ewig. Es werden jedes Jahr acht derselben ernannt und man muß Bürger von Toulouse seyn, um Anspruch darauf machen zu können. Nun urtheile man, ob es schwer sey, Edelleute in den Gegenden von Toulouse zu finden. Obgleich der König zu dem Capitoulate ernennet: so muß man es doch sehr theuer bezahlen. Lange Zeit hat die Frau von Pompadour dieses kleine Geschäft versehen.

unter der von ihm übernommenen Pflicht geerbt, die nach dem Ganzen des Vermögens abgemessene Pflichttheile seinen jüngern Brüdern nach dem Gebrauche der Leute vom Stande in dieser Provinz zu bezahlen. Sein Vermögen war für das Land ziemlich artig, obgleich nicht sehr beträchtlich, und setzte ihn doch in den Stand, ein vornehmes Fräulein zu heyrathen, deren Heyrathsgut mit seinen Erbgütern in gleichem Verhältnisse stund. Seine Neigung zum verschwenderischen Leben war immer überaus groß, und da seine Familie nach und nach grösser wurde, waren seine klinen Einkünften nicht mehr hinreichend, den allzustarken Staat fortzusetzen, den er seit dem Anfange seiner Heyrath führete; da er sich übrigens nicht dazu entschliessen konnte, ihn vor den Augen aller seiner Bekanntschaften und seiner Freunde einzuschränken, so machte er sich, um sich dieser Art von Demüthigung zu entziehen, einen kleinen Beutel zusammen und verließ die Provinz, um sich in die Hauptstadt des Königreiches zu begeben und daselbst entweder seine Schande zu begraben oder seinen Ruhm, wenn es möglich wäre, wieder zu erheben. Da seine Grundsätze niemals von den besten gewesen sind, und da seine Neigung zur neuern Weltweisheit immer vest zu seyn geschienen hat: so war er nicht sehr gewissenhaft in der Wahl der Mittel, die er anwandte, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Er sah bey seiner Ankunft in Paris die Nothwendigkeit ein, Freunde zu ha-

ben, um den glücklichen Ausgang seiner Entwürfe zu erleichtern; er suchte sich welche zu erwerben. Da er aber kein Geld zu verthun hatte, um gute Freunde zu erwerben, und da er nichts ausser viel von jenem flüchtigen und leichtsinnigen Geiste besaß, der nur so lang in der grossen Welt angesehen macht, als man sich mit einer gewissen Pracht erhalten kann: so sah er bald, daß die guten Häuser vor ihm verschlossen wurden und daß die einzige Zuflucht, die ihm übrig blieb, darinn bestund, mit einer Menge anderer Personen bekannt zu werden, die, so wie er, fruchtlos versuchet hatten, ihr Glück zu machen, weil sie durch nichts anders unterstützet wurden, als durch das, was man ganz unrecht **Verdienst** nennet. In dieser Classe Menschen fand er Leute, die demüthig, scharfsinnig, artig und viel feiner waren, als er. Natürlicher weise mußten sie ihn hintergehen, und dieß geschah auch wirklich. Sein kleiner Schatz war bald verthan und in wenig Tagen blieb ihm nichts mehr übrig, als der unglückliche Vortheil, daß er nun auch auf seiner Seite andere zu hintergehen gelernt hatte. Er besaß zu viel gute natürliche Eigenschaften, als daß ihm diese Schülerübung viele Zeit weggenommen hätte, und er befand sich zu sehr in der äussersten Noth, als daß er nicht die erste Gelegenheit, die sich zeigte, ergriffen hätte, um sein Meisterstück abzulegen und dadurch den **Meisterschaftsbrief** zu verdienen. Die Hülfsquelle, im

Spiele

Spiele zu betrügen, erhielt ihn einige Monate lang in einem ehrbaren Mittelstande, aber, es mochte nun seyn, daß er bessere Gelegenheiten oder daß er erfahrener und geschickter wurde, genug er schien sich vortheilhaft von dem Verluste aufzuhelfen, den er wenig Tage nach seiner Ankunft erlitten hatte. Wenn das im Spiele gestolene Geld ein wirklicher Gewinn hätte seyn können, und wenn ein Spieler nicht verschwenderisch damit umgehen könnte: so ist es gewiß, daß **Du Barry** einigermassen die Absichten erfüllet haben würde, die er gehabt hatte, da er sich nach Paris begab; aber ein falscher Spieler, der nur den einzigen Fehler an sich hat, daß er ein Betrüger ist, ist eine eben so seltene Erscheinung, als ein verbuhltes und zugleich tugendhaftes Frauenzimmer. **Du Barry** war nicht dazu gemacht, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu seyn, und die Einkünften, die er durch seine Geschicklichkeit erwarb, mit welcher er ein Spiel Karten wohl mischte, verliehen ihm so viel, daß er die überaus grossen Ausgaben, die er in den **lüderlichen Häusern** mit den Weibsleuten, welche die vesten Stützen derselben sind, verschwendete, bestreiten konnte. Spazierfahrten, Schauspielhäuser, öffentliche Orte, und mit einem Worte, alle der schädlichsten und schwelcherischesten Wollust gewiedmete Orte, wurden von dem **Du Barry** richtig besucht. In einem dieser letztern Orte sah er die Angelus und machte Bekanntschaft mit ihr. Ihre Neigungen fan-

den sich einander so ähnlich, daß sie nicht viele Zeit dazu brauchten, um einig zu werden, und da der Vertrag ohne Zweifel bald geschlossen ward, so mußten sie sogleich die Vollziehung desselben vornehmen, wie es in dergleichen Zusammenkünften gebräuchlich ist. Du Barry begegnete ihr damals, so wie er ihres Gleichen begegnete; da er sie aber schöner und folglich zu seinem Vergnügen tauglicher fand, so blieb er ihr einige Tage lang getreu, machte den Gegenstand seiner vorzüglichen Liebe aus ihr, vernachläßigte nichts, um sie sich getreu zu machen, wozu er auch durch seine freygebigen Geschenke gelangte, und die Einigkeit wurde ziemlich vollkommen. Indessen geschah es, daß der Ekel und der aus der Sättigung entstehende Ueberdruß, die gewöhnlichen und unfehlbaren Folgen eines zu leichten Genusses, wenn er nur auf ein schönes Bild fällt, sich des Du Barry bemächtigten. Da seine Geliebte nur blos die Reizungen ihrer Gestalt besaß, und ihr jener Verstand durchaus mangelte, welcher allein einen Mann fesseln kann, der, wenn er seine Leidenschaft gestillet hat, zu seiner Befriedigung andere Dinge fordert, als einen regelmäßig gebauten Fleischklumpen: so sah sie das Ende ihrer Herrschaft herannahen; sie merkte es und wurde nicht unruhig darüber; sie war dieser Art von Unfällen schon gewohnt, und hatte in Ansehung derselben eine Art von Gleichgültigkeit angenommen. Indessen brach doch Du Barry theils aus Mitleiden gegen sie,

theils um sich bey einem gewissen sogenannten **Grossen der Welt** eine Empfehlung zu verschaffen, nicht öffentlich mit ihr, bis er sich erst einen Nachfolger gegeben hatte, welcher seine Stelle in allen Rücksichten ersetzen konnte. Diese Erkenntlichkeit oder diese Menschenliebe von seiner Seite, verdienet allerdings unser Lob, wenn er keine andere Absicht gehabt hat, als das besondere Wohl der Angelus zu befördern und wenn er in diesem ehrlichen Verfahren seinen persönlichen Vortheil nicht zu Rathe gezogen hat; wenn es in Ansehung seiner übergebenen Geliebten nicht eher ein Kaufhandel, als eine blosse und unbedingte Abtretung gewesen ist. Indessen müssen wir doch gestehen, daß die Folge des Betragens, welches er gegen sie geäussert hat, zu keiner Vermuthung zu Gunsten seiner uneigennützigen Denkungsart Anlaß giebt. Dem mag nun seyn wie ihm wolle, so warf er die Augen auf den Herrn von St. Foix, um ihm seine Reste und die Reste so vieler andern abzutreten. Der Herr von St. Foix war eine Art von Unterstaatsrath in dem Bezirke der ausländischen Geschäften, oder, um richtig zu reden, einer der ersten Schreiber in dieser Canzley. Es ist nicht nöthig zu sagen, wie geschickt diese Brut von Menschen ist, die **Kunst der Schwenzelpfennige** in diesen einträglichen Bedienungen sich zu nutze zu machen, deren Gehalt immer sehr beträchtlich ist und fast immer das Verdienst derer, die sie besetzen, weit übertrifft. Man

weiß, daß, unerachtet des Stolzes und der unverschämten Grobheit, die sie gegen verehrungswürdige Leute bezeigen, welche so unglücklich sind, mit ihnen zu thun zu haben und tausendmal hinlaufen und um die Erlaubniß vorgelassen zu werden betteln, die sie sehr oft niemals erhalten; man weiß, sage ich, daß sie an lüderlichen Orten so gütig sind, sich herablassen und mit Personen, welche sie sonst überall mit einer beleidigten Verachtung ansehen, wie mit ihres gleichen umgehen. An einem solchen Orte hatte **Du Barry** die Ehre gehabt, mit diesem Croesus Bekanntschaft zu machen und eben daselbst schlug er ihm seine alte Geliebte vor, deren Reizungen er ihm sehr erhob. Der Augenblick zur Zusammenkunft wurde bestimmt und gleich am Abend des folgen Tages sah die **Angelus** ihren neuen Liebhaber und erhielt die Proben seiner Zärtlichkeit zugleich mit den Beweisen seiner Freygebigkeit. Der Herr von St. **Foix**, welcher eben so viel Verstand besaß, als **Du Barry** und welcher in Ansehung der Liebeshändel mit ihm fast gleiche Meynung hegte, sah bald die schöne **Angelus** mit dem nemlichen Auge an, wie derjenige, der sie ihm abgetreten hatte. Er wurde ihrer Reizungen überdrüßig, nachdem er dieselbigen einige Tage lang genossen hatte, nahm seinen Abschied und stellte dem **Du Barry** das anvertraute Gut wieder zu, mit welchem dieser ihm ein so grosses Geschenk gemacht zu haben glaubte. Da er keine anhaltende Neigung ge-

gen

gen einen Angelus oder Engel ohne Verstand fühlen konnte, so war er froh, daß Du Barry sie um den nemlichen Preis, für welchen er sie abgetreten hatte, wider annehmen wollte.

Du Barry, welcher im Grunde immer einen ziemlich menschenfreundlichen und ziemlich mitleidigen Charakter gehabt hat, nahm seine Geliebte mehr aus Mitleiden als aus jeder andern Absicht wieder auf seine Rechnung an, da er sie verlassen und gleichsam ohne Hofnung sah, irgend einen andern Liebhaber zu finden, der freygebig oder in ihre Gestalt verliebt genug wäre, um ihre Unterhaltung auf eine ansehnliche Art zu bestreiten. Sein an Erfindung der Hülfsquellen fruchtbarer Geist hatte ihm ganz neuerdings eine derselben eingegeben, von welcher er sich grosse Vortheile versprach. Ein ungefehrer Zufall machte seine ruhmsüchtigen Absichten gelingen; aber sein Glück kam nicht von der Seite her, von welcher er es erwartete.

Er war damit nicht zufrieden, daß er in den **lüderlichen Häusern** der Stadt herumlief, und die unbesonnenen Jünglinge, die so unvorsichtig waren, daselbst zu spielen, um ihr Geld brachte; er glaubte, die Einkünften, welche er von seinen Betrügereyen zog, noch durch den ungeheuren Gewinn an den Karten, den diejenigen ziehen, welche ihre Häuser zum Dienste der Zusammenkünften aller betrügerischen Spieler hergeben, zu vermehren. Man sieht

wohl

wohl ein, daß ein Herr von einem lüderlichen Hause diesen Herrn nicht Karten, Feuer, Licht Ruhebetter, Bettungen, Erfrischungen, Nachtessen, und mit einem Worte Mädchen oder Weiber, blos um die Freude zu haben, ihnen gefällige Dienste zu leisten, liefert. Man findet zwar alles dieses in diesen **Diebsnestern**, aber man bezahlet es weit theurer, als sonst überall, und wenn der Lieferant nicht zwey bis drey Capitalien gewinnt, so kann er sich nicht heraushelfen, und dennoch dessen ungeachtet endigen die meisten diesen rühmlichen Handel mit einer Bankerott, die meistens gemacht wird, ohne eine Bilanz zu geben. Du Barry hatte seit kurzer Zeit sein Haus oder vielmehr seine Wohnzimmer dazu bekannt gemacht, um sie dem Publikum auf den Fuß eines Spielhauses ꝛc. ꝛc. ꝛc. anzubieten; und da er kein Weib hatte, so für die Hausehre hätte sorgen können: so entschloß er sich, die Angelus zu nehmen, um diese wichtige Stelle zu besetzen. Die Angelus besaß nur eine jener Eigenschaften, welche einer Hauswirthin in solchen Umständen nothwendig sind; nemlich sie war nur schön; dieß ist allerdings ein grosser Vortheil, um die Menge herbey zu locken; aber wenn nicht noch Scharfsinnigkeit des Verstandes, Artigkeit der Sitten und mit einem Worte dasjenige dabey ist, was an einem Frauenzimmer reizender ist, als ihre Schönheit; so geschieht es, daß man wieder zum Tempel herausgeht, kurz nachdem man hineingegangen ist,

indem man kaltsinnig sagt: das Götzenbild ist schön, aber es ist genug, wenn man es einmal gesehen hat. Da **Du Barry** auf seiner Seite zum Theile ersetzen konnte, was der **Angelus** fehlte, um die Kunden, welche ihre Schönheit anlockte, beyzubehalten: so stellte er sie in sein Haus, wie man ein **Aas** zur Lockspeise hinlegt, um **roth Wildpret** an einen Ort zu ziehen und einen Wald ganz davon leer machen zu können. Die **Angelus** war ein vortreflicher Fischangel und die Partieen **Brelan, ein und zwanzig**, und andere dergleichen ehrbare Spiele wurden zahlreich und ansehnlich an diesem neuen Versammlungsorte. Bald wurde der größte Theil der andern **Schlupfwinkel** verlassen und öde und die Wohnzimmer des **du Barry** konnten kaum die vielen Leute fassen, welche des Spielens 2c. 2c. 2c. wegen zu ihm kamen. Unter denjenigen, welche ihm die Ehre erwiesen, Kunden von ihm zu seyn, war ein gewisser Herr **Le Bel**, welcher ein schönes Liebesfeuer gegen die Gebieterin des Hauses in sich fühlte. Diese war über den Punct mit dem **Du Barry** ziemlich einig, daß sie also nicht nöthig hatte, die Rolle der Grausamen zu spielen, die sich auch gar nicht zu ihrem Charakter schickte. Sie hörte also die Vorschläge dieses Neuangekommenen willig an und erwiederte sie, so gut sie immer konnte. Der Herr **Le Bel** ist einer von den Kammerdienern Ludwigs des Funfzehnten, der überall als sein Vertrauter in Betreibung der geheimen Geschäften des Herzens

zens gewesen ist; ein Amt, welches er immer mit der größten Wachsamkeit und Sorgfalt verrichtet hat. Er hielt seine Expeditionsstube in dem kleinen Parc aux Serfs und da ließ er Ludwig den Fünfzehnten mit den Dirnen arbeiten, die er dazu hatte anwerben können, daß sie so gütig seyn und sich zur Abkühlung des unüberwindlichen Eifers dieses Monarchen für den Dienst der Venus Preis geben möchten. Man versichert sogar, daß er den König nie schädlichen Folgen aussetzte, oder zum wenigsten, damit er sich keinen Vorwurf zu machen hatte, gebrauchte er die nemliche Vorsicht, wie der Arzt Seiner Majestät, daß heißt, er kostete zum voraus die Speisen, die er seinem Herrn vorsetzte.

Die Angelus entdeckte dem DuBarry ihre neue Eroberung, ohne die Wichtigkeit derselbigen zu kennen. Dieser sah gleich in dem ersten Augenblicke, als ein feiner Staatskluger, auf einmal die grossen Vortheile, welche er sich davon sowohl für sich als für die Angelus selbst versprechen konnte. Von dieser Zeit an giengen seine Hoffnungen und seine Absichten weiter, als er es jemals zu denken gewagt hatte; er sah den Herrn Le Bel als einen Engel an, der vom Himmel gesandt wäre, um ihm den Weg zu Ehren und Reichthümern zu bahnen. Er nahm sich vor, sich desselbigen zu bedienen, um zu jener hohen Stufe des Glückes zu steigen, welche er durch seine Vermittelung zu erreichen

sich

sich versprach. Der Erfolg, welcher seine Erwartung erfüllet hat, hat bewiesen, daß **Du Barry** ein wundergrosser Kenner des menschlichen Herzens war, und daß er, indem er auf Kosten der Schwachheit der Herzen des **Le Bel** und Ludwigs des Fünfzehnten sein Glück zu machen zählete, seine Rechnung nicht falsch gemachet hatte. Obgleich das Ungefehr sehr viel Antheil an seiner Erhöhung, so wie an vieler anderer ihrer, hat: so ist es ihm immer doch für ein grosses Verdienst zu rechnen, daß er so geschickt war, einen einzigen Umstand zu ergreifen, um seine ehrgeitzigen Entwürfe zu erfüllen. Tausend würden diesen Endzweck verfehlet und nicht gedacht haben, daß eine **Gassendirne**, die das fünf und zwanzigste Jahr schon zurückgelegt hätte, die **Sultane Favorite** eines mächtigen Monarchen werden könnte, dessen herumziehendes Serrail ihm weit schönere Gegenstände zum Genusse darbot, die fähiger wären, ihn auf tausenderley Arten zu reizen. **Du Barry** ließ also gar keine Unzufriedenheit über die von der **Angelus** ihm entdeckten Untreue merken, sondern ermahnte sie vielmehr ernstlich, all ihr möglichstes anzuwenden, um einen Mann zu gewinnen, der vermöge seines Amtes sie bis auf den Gipfel der Ehren führen konnte. Er machte ihr die schönste Schilderung von den Vortheilen und den Freuden, welche eine Maitresse eines Königes genißt; er machte ein überaus reizendes Bild von der Ehre, einem ganzen Königreiche Ge-

säze vorzuschreiben; er mahlte ihr den Aufenthalt des Hofes wie das schönste Elysium für die wirklich den Namen führende Beyschläferinn des Monarchen; mit einem Worte, er stellte ihr die Frau von Pompadour sowohl zum Muster als zum lockenden Reize vor und erhielte ihre Einbildungskraft so sehr, daß dieser irdische **Engel** (Angelus) sein künftiges Schicksal mit dem Schicksale der himmlischen **Engel** in Vergleichung setzte und sich schon vornahm, ihre Nebenbuhlerinn zu werden, auch ohne Zweifel ihr Schicksal gegen das ihrige nicht vertauscht haben würde. Sie versprach dem **Du Barry**, alle ihre Kräften anzuwenden, um den **Le Bel** in den Fall zu setzen, daß es ihm unmöglich wäre, ihr das mindeste zu versagen, und **Du Barry** behielt sich das Recht des Rathgebers und die geheime Leitung dieses wichtigen Handels vor, dagegen sie ihm auch den vollkommensten Gehorsam gegen seine Rathschläge versprach. Ob sie gleich nicht Verstand genug besaß, sich selbst zu leiten, so zeigte sie doch, ohne andere Hülfsmittel aus dem ihrem Geschlechte meistens eigenen Witze, so viele Vernunft, daß sie dem **Du Barry** Wort zu halten, ihre aufgegebene Lection gut zu behalten und mit einem Worte den **Le Bel** so einzunehmen wußte, daß sie ihn dahin brachte, wo sie ihn haben wollte, oder, um besser zu reden, daß sie ihn dahin brachte, wo **Du Barry** haben wollte, das **Le Bel** sie hinbringen sollte. Gleich bey der zweyten Zusammenkunft ließ die

die Angelus den Le Bel etwas von ihren Absichten merken und ließ ihn zum Theile ihren Ehrgeiz einsehen, weil sie ohne Zweifel die Gesinnungen des Bettlieferanten des Königs erforschen wollte. Dieser, welcher es sich nicht hätte einfallen lassen, daß ein solches Vorhaben bey einer so öffentlich allgemeinen Dirne möglich wäre, machte Spaß aus dem Vorschlage und in diesem scherzenden Tone versprach er der Angelus seine gefälligen Dienste. Er hielt dafür, daß sie noch genug im Stande wäre, die Verrichtungen seiner eigenen Maitresse einige Zeit lang zu versehen; aber er besaß nicht Eitelkeit genug, dasjenige, was ihm für sie gut zu seyn dünkte, auch als gut für seinen Herrn anzusehen. Er würde sich heftigen Vorwürfen und sogar dem Verluste seines Amtes auszusetzen geglaubt haben, wenn er dasselbige so schlecht versehen und zur Schlafstätte Ludwigs des Fünfzehnten eine Dirne gebracht hätte, welche die meiste Zeit der Venus nur in Kammern auf den Speicherböden geopfert hatte, welche jedermann in öffentlichen Tempeln dieser Göttinn gewidmet gesehen hatte, und welche itzt ihrer alten Dienste wegen eine Wohnung in einem jener Tempel einnahm, welcher nach der allgemeinen Sage am häufigsten in Paris besuchet wurde. Wenn ein Frauenzimmer, so etwas haben will, nur ein wenig Gewalt über eine Mannsperson hat, so ist sie des gewünschten Erfolgs gewiß versichert, wenn sie nicht aufhört zu verlangen.

Die Angelus, welche Du Barry die glückli- chen Folgen hatte einsehen machen, die ihre Einführung zu den geheimen Freuden des Kö- niges nach sich ziehen könnte, hatte sich einen allzuvortheilhaften Begriff davon gemacht, als daß sie nach einer einzigen Bitte hätte ablassen sollen; sie wiederholte sie also und drang so stark und so heftig in den Le Bel, daß er, unerachtet der augenscheinlichen Gefahr, der er sich durch einen so unvorsichtigen Schritt aussetzte, sich über alle diese Betrachtungen hinaussetzte, und, indem er ohne Zweifel nicht vermuthete, Frankreich eine Afterköniginn zu geben, wurde er gezwungen, alles zu verspre- chen, was die Angelus von ihm foderte, und er machte sich auch fertig, sein Wort zu halten.

Man weiß nicht gewiß, ob diese Vestalinn zu dieser Zeit in einem solchen Stande der Rei- nigkeit war, der für die Folgen ihrer Annähe- rung nichts zu besorgen übrig gelassen hätte; man weiß nicht, ob Le Bel ohne die mindeste Vorsicht, was ihn selbst anlangte, den Handel gewagt und in dem Falle, seinem Herrn einige Zeit lang den Weg nicht bahnen zu können, sich der Gefahr ausgesetzt hat, seine Zuflucht zu dem Aesculap zu nehmen, um sich wieder in den Stand zu setzen, die Verrichtung seines Amtes in seinem ganzen Umfange wieder anzu- treten; aber so viel weiß man zuversichtlich, daß, als die Frage davon war, die Angelus bey dem Könige einzuführen, er mit allem

Ernste

Ernste dem Zustande nachdachte, in welchem sich die Gesundheit dieser Nymphe befinden möchte, und gesetzt auch, daß er einige Vorsicht für sich selbst gebraucht hätte: so würde er sie doch nicht für hinreichend in Ansehung seines Herrn gehalten haben. War dieß Treue, Eifer und Liebe gegen den König? oder war es nur Privateigennutz, der ihn so aufmerksam und sorgfältig machte? Jeder kann hierüber denken, was er will; so viel ist immer gewiß, daß er seine Pflicht erfüllte, indem er als eine Hauptbedingung vestsetzte, daß ehe er die Stelle eines Vorführers verträte, er sich versichern wollte, daß nichts für den König zu befürchten wäre. Die Angelus, die sich nicht über einen Argwohn entrüsten konnte, der für ein ehrliches Frauenzimmer so beleidigend gewesen wäre, gab ganz gern ihre Einwilligung dazu, augenscheinliche Proben ihrer Gesundheit zu geben, oder vielmehr an der Wiederherstellung derselbigen zu arbeiten, wenn sie je für verletzt befunden werden sollte. Die Untersuchung wurde sehr gewissenhaft vorgenommen, und man versichert, daß ein Arzt und zween Wundärzte, die berühmt und sehr bekannt waren, auf Verlangen des **Le Bel** sich zu dem **Du Barry** begaben, um daselbst die Angelus zu untersuchen. Wenn diese Vorsicht auch überflüßig war, so war sie doch zum wenigsten klug, und da die Berichte von solcher Art ohne gerichtliche Bestätigung ergehen: so macht man sie nicht öffentlich bekannt. Man weiß also nicht, was

für einen Bericht diese zur Untersuchung Abgeordneten dem Le Bel brachten, aber man weiß, daß er einige Tage hernach, da er in Ansehung des Punctes, der ihn am meisten beunruhiget hatte, vollkommen sicher war, sie bey einbrechender Nacht abholete, um sie *incognito* nach Versailles zu führen und dem Einzuge vorzustehen, den sie daselbst ohne Gefolg, ohne Pracht und ohne Begleitung halten sollte, so wie so viele andere, welche ihre Vorfahren gewesen waren, wegen der nemlichen Ursache den ihrigen gehalten hatten, das heißt, um den Vorzug zu haben, einen Monarch insgeheim zu vergnügen, welcher von Zeit zu Zeit so gütig seyn und sich dem Hofe entziehen wollte, um einige Stunden lang mit den geringsten von seinen Unterthanen einen vertrauten Umgang zu pflegen (5) Da die zu der Zusammenkunft bestimmte Stunde gekommen war, stellte sich der König, wie gewöhnlich, richtig ein, und nachdem sich der geheime Minister seiner Liebeshändel wegbegeben hatte, wollte er der Angelus als einer noch **unwissenden und unerfahrnen** begegnen, weil alle ihre Vorgängerinnen entweder dieses Verdienst wirklich besassen oder dafür gehalten werden wollten, als besässen sie es.

(5) Ich habe irgends gelesen, daß Le Bel die Angelus bey der Frau von St . . . gekannt und daß diese Dame ihn ersuchet habe, dieses Mädchen einst in der Nacht bey ihr abzuholen, um es nach Versailles zu führen. Diese Meynung streitet völlig wider die Wahrheit.

es. Die Angelus war durch eine beynahe zehnjährige Erfahrung geübt genug, so daß sie jene Schüchternheit nicht besaß, welche immer die Tugend begleitet, wenn sie noch keine andere als leichte Anfälle erlitten hat, oder wenn die ihr versetzten Wunden noch bluten. Uebrigens hatte ihr **Du Barry**, als ihr Mentor, seit dem Augenblicke, da sie versichert worden war, daß sie die Ehre haben sollte, den König insgeheim zu unterhalten, Lehren in Ansehung des Betragens gegeben, welches sie gegen den Monarchen schon bey der ersten Zusammenkunft beobachten sollte; und der Erfolg hat bewiesen, daß **Du Barry** die wahre Art errathen hatte, wie sie sich verhalten mußte, um sich andere zu verschaffen, die ihr die Mittel zu wege bringen könnten, wo nicht auf den Thron, doch zum wenigsten so weit zu gelangen, als eine Sterbliche gelangen kann, die nicht wirklich als den Namen tragende Königin erkannt wird. Der König bemerkte es anfangs nicht, daß seine Gegenwart die Angelus so wenig schüchtern machte, und da er vernünftiger weise vermuthete, daß sie in Verlegenheit wäre: so war er so gütig und wollte sie beruhigen. Da er von Natur gütig war, so hatte er die Gewohnheit angenommen, in solchen Gelegenheiten alle schreckende Grösse der königlichen Würde abzulegen und sich wie ein gemeiner Sterblicher gegen diese Mädchen zu verhalten, welche dessen allen ungeachtet ohne Bewegung in seine Arme sanken und sich oft erst wieder aus ihrer

Ohnmacht erholeten, wenn sie den König schon lang verlassen hatten, ob man gleich keines der gewöhnlichen Hülfsmittel ermangeln ließ, um sie wieder zu sich zu bringen, ehe man sie den kleinen Parc aux Serfs verlassen ließ. Alle diese Vorsorge, sogar auch diejenige, welche der König selbst anwandte, ehe er zum Werke schritt, war bey der Angelus sehr überflüßig. Da der König ihr unerschrockenes und herzhaftes Betragen daran erkannte, weil das Herz dieser Schönen sehr wenig klopfte, sah er sie starr an, und da er sah, daß sie ihn gleichfalls mit einem starren Blicke und mit einer Kühnheit ansah, die ein minder gütiger Fürst als er für eine unverzeihliche Frechheit aufgenommen haben würde, so befand er sich feuriger als gewöhnlich, und von dem Feuer, das aus den Augen dieser neuen Danae funkelte, entzündet, genoß er in ihren Umarmungen ein Vergnügen, das er seit langer Zeit nicht genossen hatte, durch die heftigen Gegenbezeigungen, mit welchen sie die Kennzeichen der Zärtlichkeit, die sie von ihrem Könige erhielt, erwiederte. Es war nicht ein schöner lebloser Leichnam, dessen Reize er einen nach dem andern betrachtete, so wie es gewöhnlich geschah; er fand in der Angelus alle Reize und alle Quellen der Wollust, den Verstand ausgenommen, wieder vereinigt, die er an seinen verstorbenen Maitressen nach einem Umgange von mehrern Jahren gefunden hatte; mit einem Worte, die Angelus, welche, so zu reden, nur solche

Manns=

Mannsleute gesehen hatte, die bey ihr nur ihre Begierden zu stillen suchten und die sich wohl dabey befunden hatte, sie von neuem zu erregen, wenn die Natur Ruhe zu fodern schien, glaubte, daß alle Mannsleute in diesen Umständen Mannsleute wären, und ihrer erhaltenen Vorschrift gemäß betrug sie sich gegen Ludwig den Fünfzehnten eben so, wie sie sich gegen alle andere zu betragen gewohnt gewesen war. Die in solchem Fall gebräuchlichen lockenden Reizungen und wollüstigen Possen wurden angebracht; sie lachte und spassete mit dem Könige, so wie mit einem blossen Privatmanne, und war nicht im mindesten zurückhaltender, als sie es sonst zu seyn pflegte. Statt daß die Würde des Monarchen ihr Ehrfurcht hätte einprägen und der Blick des Königes, welcher von Natur majestätisch und durchdringend war, sie hätte furchtsam machen sollen, so sah sie nichts in ihm, als einen zwar liebenswürdigen, doch gewöhnlichen Mensch. Ich glaube, daß man endlich die Unverschämtheit dieser schamlosen Dirne nicht besser ausdrücken kann, als ein Englisches Blatt sie ausdrückt, in welchem der Verfasser sagt, daß die Angelus mit der Krone Ludwigs des Fünfzehnten spielte und in der ersten Regung sie als eine **Nachtmütze** ansah, **die ihnen allen beiden gemein wäre.** (6)



(6) . . . the dignity of his crown, any more than if it had been *a common night-cap.*

Der König, welcher eines vertraulichen Umganges von dieser Art wenig gewohnt gewesen war und vielleicht das Vergnügen der Gleichheit noch gar nicht genossen hatte, dessen Wirkung in den verliebten Belustigungen so sanft und so wollüstig ist, fühlte allen Reiz desselbigen, und gab durch die Zufriedenheit, die er darüber bezeigte, der Angelus das Recht, allen ihren Possenzoten, oder sogar allen ihren übertriebenen Ausschweifungen, welche das einzige Verdienst der meisten dieser **lüderlichen Dirnen** ausmachen und die der einzige Grund ihrer Liebenswürdigkeit sind, freyen Lauf zu lassen. Statt einer anhaltenden Hervorbringung unanständiger Scherze, die höchstens nur alsdann gefallen können, wenn sie dazu dienen, die Begierde zu reizen, wenn die Empfindung in Ansehung dessen unvermögend geworden ist, überdrüßig zu werden, fand der König vielmehr dieses Spiel so artig und fieng an, solche Neigung zu dieser V . . . . Exercierkunst zu gewinnen, daß jede Waffenübung derselben, welche die Angelus vornahm, nach der Aussage eines **ihrer Geschichtschreiber**, ein **neues Glied war, womit sie ihre glänzende Kette vermehrte.** (7)

Es war auch nach ihrer Einsetzung bey Hofe jedermann vollkommen überzeugt, daß sie nichts von sich selbst hatte, ausgenommen ihre Gestalt, welche im Stande war, eine anhaltende Leidenschaft

(7) Addet its links to the chain.

denschaft und eine wahre Neigung zu erregen. Als der Herzog von **Richelieu** den König fragte, was er an dieser Person fände, das fähig wäre, ihn zur grossen Verwunderung seines ganzen Hofes zu fesseln: so antwortete ihm dieser Monarch, daß sie **die einzige in Frankreich wäre, die das Geheimniß fände, ihn vergessen zu machen, daß er sechszig Jahr alt wäre.** (8)

Da der König den Parc aux Serfs dieses erstemal verließ, und die neue Geliebte dem Le Bel wieder zustellte, um dieselbige nach Paris zurückzuführen, so befahl er ihm, sie den andern Tag gegen Abend wieder zu bringen, und so immerfort bis auf neuen Befehl. Le Bel verwunderte sich desto mehr über diesen Befehl, da er der erste in seiner Art war, denn selten sah Ludwig der Fünfzehnte zweymal das nemliche Mädchen in diesem kleinen geheimen Heiligthume der Liebe. Der Minister seiner Wollüste war nicht sehr empfindlich darüber, daß er eine Maitresse verlor, zu welcher er indessen eine

(8) Diejenigen, welche nicht wissen, daß der Herzog von Richelieu durch seine langen Dienste das Recht erlangt hatte, Fragen von dieser Art an Ludwig den Fünfzehnten zu thun, könnten sich wohl über seine Unverschämtheit bey dieser Gelegenheit wundern. Aber man weiß in Frankreich die Ursache, welche ihn berechtigen konnte, diesen Schritt zu thun, der bey jedem andern Unterthane als ein Verbrechen angesehen und zum wenigsten mit ewigem Gefängniß bestrafet worden wäre.

eine aufrichtige Neigung gefaßt hatte; allein er dachte viel zu großmüthig, als daß er sich nicht ein wahres Vergnügen daraus gemacht hätte, sie seinem Herrn abzutreten, und da bey Hofe alle Aemter und alle Stellen fast immerwährenden Abwechselungen unterworfen sind, ob er gleich alle Ursache hatte zu glauben, daß er vest genug in seinem Posten stünde, um keinen Nebenbuhler zu befürchten, so schmeichelte er sich indessen doch mit der Hoffnung, an der **Angelus** eine mächtige Beschützerin zu finden, wenn es irgend je ein Feind unternehmen wollte, ihn um seinen Dienst zu bringen. Dieser Gedanke behielt über alle andere die Oberhand, und da er einen Theil der Gnade voraussah, zu welcher die Angelus bald gelangen würde: so war er der erste, der ihr wegen der vortheilhaften Aussicht, die sie vor sich hatte, Glück wünschte, und sie mit so deutlichen und rührenden Ausdrücken um ihren Schutz bat, daß, wenn auch die Dankbarkeit ihm denselben nicht versichert hätte, ihm das von Natur gute Herz der **Angelus** solchen nicht hätte versagen können.

Als sie wieder nach Hause, oder vielmehr in die Wohnung des **Du Barry** zurückgekommen war, welcher sie mit Ungedult erwartete, so erzählte sie ihrem Mentor alles, was in dieser Zusammenkunft vorgegangen war; dieser schöpfte die schönsten Hoffnungen daraus und verdoppelte seine aufmerksame Sorgfalt, um

seiner

seiner Mündel nützliche Lehren zu geben, welche die weitläufigen Entwürfe, die er schon bildete, glücklich gelingen lassen könnten; auf seiner Seite traf er die sichersten Maasregeln, um mit ihr, wo nicht die Reize ihres künftigen Standes, doch zum wenigsten die wirklichen Vortheile ihrer Lage zu theilen.

Da **Du Barry** die Gebräuche und das Ceremoniel des Hofes ziemlich kannte, ob er gleich nur aus einer jener Provinzen herstammete, welche am weitesten davon entfernet sind: so war er auf die Mittel bedacht, die **Angelus** in den Stand zu setzen, daß sie als wirkliche den Namen führende **Maitresse** erkläret werden könnte, wenn sich der Fall ereignen sollte, so wie er nach der dritten Zusammenkunft, die sie mit dem Könige hatte, nicht mehr daran zweifelte. Da er also wußte, daß alle Maitressen Ludwigs des Fünfzehnten zu der Zeit, da er sie bey seinem Hofe aufnahm, verheyrathet waren, so war er darauf bedacht, der **Angelus** einen Gemahl zu suchen, und, um eben sowohl Herr über den Mann zu seyn, als er es schon über sie selbst war, wollte er sich der Gefahr nicht aussetzen, ihn aus einer fremden oder andern Familie, als der seinigen, zu wählen, damit, im Falle einer Ungnade, die Güter, die Ehren, die Titel, die Aemter und alle durch die Gunst der Maitresse des Königs erhaltenen und erworbenen Vortheile in seinem eigenen Hause bleiben, und damit er dasselbige

allenfalls

allenfalls bereichert und groß gemacht hätte, ehe die Gnade der **Angelus** ein Ende genommen hätte. Da er selbst der rechtmäßige Gemahl seiner **Mündel** nicht werden konnte, indem er schon Frau und Kinder zu **Levignac** hatte, so er vor dem Publikum nicht geheim halten konnte, als welches ihn leicht der **Vielweiberey** hätte überweisen können, wenn er so unvorsichtig gewesen wäre und sich der Gefahr ausgesetzet hätte, ein solches Verbrechen in einem Königreiche zu begehen, wo der Fall **hängenswerth** ist: so warf er die Augen auf einen jüngern Bruder, der in der Provinz war, um ihn zum Gemahle seiner Dirne zu machen, welche bald diesen Posten bey dem Könige vertreten sollte. Er schrieb also nach Guienne, schickte so viel Geld als nöthig war, damit sein Bruder sich sogleich zu ihm begeben könnte, ohne ihm gerade Nachricht zu ertheilen, wovon eigentlich die Frage wäre, und bat ihn sogleich wegen eines Geschäftes abzureisen, an welchem sein Glück gelegen wäre. So viel wäre nicht einmal nöthig gewesen für einen jungen Mensch, der an einem kleinen Orte müßig lebte, dessen einzige Beschäftigung darinn bestund, auf dem Felde herum zu streichen, den ganzen langen Tag einem Jagdhunde nachzulaufen, um etwa ein Stück Wildpret zu schiessen, das zur Vermehrung der kleinen Mahlzeit seiner Familie dienen könnte, als welche ein sehr geringes Vermögen zu einer überaus genauen Sparsamkeit zwang. So viel, sage ich, wäre nicht nöthig

nöthig gewesen, um den Ritter Du Barry zu bewegen, die Provinz mit Vergnügen zu verlassen und in die Hauptstadt zu kommen, als welche er ohne diese ausserordentliche Begebenheit gewiß niemals gesehen haben würde. Da ihn nun nichts nöthigte, seine Reise um einen Augenblick zu verzögern: so begab er sich sogleich nach Toulouse, und da er sich einen Platz in dem Kasten des Couriers bestellte, kam er am fünften Tage nach seiner Abreise von Toulouse zu Paris an. Da seine Heyrath mit der Angelus eine der Umstände wegen geschlossene Heyrath war, und da die Liebe gar keinen Theil daran hatte noch daran haben sollte: so wurden die Puncten des Vertrags, welche von seinem ältern Bruder, der, als solcher bey dieser Gelegenheit die Stelle des Vaters vertrat, schon vor seiner Ankunft in Ordnung gebracht waren, von den schliessenden Theilen ohne Widerspruch unterzeichnet; und da alles zu dieser rühmlichen Heyrath bereit war, schwuren die beiden künftigen Eheleute einander an dem Fusse der Altäre, daß sie ins künftige nicht für einander leben, einander nicht lieben, einander nicht mehr sehen, und vor allen Dingen einander die Treue brechen wollten. Man sagt, daß unter allen Gelübden dasjenige am schlechtesten beobachtet werde, welches zwo Personen einander gegenseitig schwören, wenn sie einander ihre Treue und ihre Hand vor dem Angesichte der Heiligen Kirche geben. Niemals sind Eheleute ihren Gelüb-

Gelübden treuer geblieben, als der Ritter **Du Barry** und seine Gemahlinn, und sie können herzhaft jederman herausfodern, wer es auch sey, ihnen zu beweisen, daß sie wider dieselbigen gehandelt haben. Man weiß sogar nicht einmal, ob sie sich nicht ein sichers Mittel übrig gelassen haben, die Ungültigerklärung ihrer Ehe zu erhalten, wenn es so weit kommen sollte, indem sie die Ehe nicht vollzogen. Wenn sie aus diesem Bewegungsgrunde niemals beysammen geschlafen haben: so haben sie die Vorsicht ein wenig zu weit getrieben, zu einer Zeit, wo man nicht so genau darauf sieht, um die Ehescheidungen bey solchen Personen zu berechtigen, welche nur Scheingründe, aber augenscheinlich unzureichende Gründe haben, einander vor Gericht zu verfolgen. Vielleicht ist ein wichtigerer Grund vorhanden, welchen die Ehrbarkeit, die Ordnung der Gesellschaft und die Natur selbst zu unterstützen scheinen; man macht sich wirklich nicht leicht mit dem Gedanken einer Blutschande bekannt; vielleicht endlich wollte die Frau **Du Barry**, welche schon ihre rühmliche Bestimmung wußte, sich ganz und völlig für den König aufbehalten, und da die Gelübde, welche sie in dem Tempel der Liebe abgelegt hatte, ihr heiliger oder vortheilhafter zu seyn schienen, als jene, welche sie in einer **Römischkatholischen** Kirche hätte ablegen sollen: so hielt sie sich unwiderruflich an die erstern und sah die zweyten als eine blosse feyerliche Handlung an, die sie nicht stärker

ver=

verbindlich machte, als wenn ihre Ehe auf der Schaubühne geschlossen worden wäre, welche, diese Feyerlichkeit ausgenommen, wirklich nur ein Auftritt aus irgend einem Nachspiele ist, die man insgemein Possenspiele nennet.

Das größte Hinderniß, oder, besser zu reden, das einzige, welches sich ihrer Erhöhung widersetzte, war also gehoben; nun drang die Frau Du Barry nach dem Rathe ihres Schwagers auf ihre baldige Vorführung bey dem Könige; dieser Monarch hatte es schon so weit mit ihr kommen lassen, daß er ihr nichts mehr versagen konnte; seine Neigung trieb ihn dazu an, alles zu gewähren, was sie foderte; und obgleich der Hof und die Stadt die neue Liebe Ludwigs des Fünfzehnten wußten und man ohne grosse Scheu davon sprach, so war er doch der einzige, der nicht wußte, was man davon sagte, und der glaubte, daß sein Liebeshandel in dem tiefsten Geheimnisse vergraben wäre. Unerachtet seiner eigenen Ungedult, mit welcher er nicht mehr gezwungen zu seyn wünschte, zurückhaltend gegen die Frau Du Barry zu seyn und ihr eine Wohnung neben der seinigen geben zu können, und unerachtet er immer mit den Vorgängerinnen seiner neuen Liebsten beschäftiget war: so konnte er doch nicht, ohne allen Wohlstand, und, was noch ärger ist, alle Gebräuche gradezu zu verletzen, die Umstände mit Gewalt beschleunigen und die Frau Du Barry ohne Feyerlichkeit in

ihre Stelle einsetzen; es waren noch gewisse kleine Artickel zu beobachten, und er machte in allem Ernste die Anstalten dazu, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

Er fieng damit an, daß er mit der Frau Gräfinn von **Esparbes**, mit welcher er so wohl lebte, daß dieser Gräfinn nichts mehr als die feyerliche Handlung der **Erklärung** fehlte, um für die Nachfolgerin der Marquisinn von Pompadour gehalten zu werden, öffentlich brach. Es war Ludwig dem Fünfzehnten desto leichter, sie fortzuschicken, da die Begebenheit mit dem Regimente **Piemont**, dessen Obrist der Herr Graf von Esparbes war und der an diesem Handel einen Antheil haben sollte, welcher ihm keine Ehre machte, noch in frischem Andenken war, und da der Herr Herzog von Choiseuil, welcher die Absicht hatte, seine Schwester an die Stelle der Marquisinn treten zu lassen, auf die Ungnade des Grafen von Esparbes drang, indem er die Gräfinn, seine Gemahlinn, gleichfalls hineinzuziehen glaubte. Der Herr Herzog von la Briliere erhielt der Gewohnheit nach den Auftrag, dem Herrn und der Frau von Esparbes durch einen **königlichen Befehlsbrief** zu wissen zu thun, daß der König sie alle beide von der Pflicht befreyete, ihm ihre Aufwartung zu machen, und daß die Absicht Seiner Majestät wäre, daß sie sich nach **Montauban** zu dem Herrn Marquis von **Cussan**, dem Vater des Herrn von Esparbes,

begeben

begeben sollten, welcher wegen seines hohen Alters ihre Gegenwart nöthig hätte.

Nachdem die Frau von Esparbes fortgeschickt war; so blieb nichts mehr übrig, als die Frau Du Barry ein bis zweymal bey Hofe erscheinen zu machen, damit, wenn sie dem eingeführten Gebrauche nach den königlichen Prinzeßinnen und der ganzen königlichen Familie vorgestellet worden wäre, sie Seiner Majestät in aller Feyerlichkeit vorgestellet werden könnte. Alle diese Vorstellungen giengen den Herrn Le Bel nichts mehr an, dessen Verrichtungen nur bey Licht und in dem Parc ausgeübt wurden; man mußte Vorführer von einem weit höhern Stande haben; zum Glücke für den König lebte sein alter Ceremonienmeister noch, und, unerachtet er sehr alt war, konnte er doch die Verrichtung seines Dienstes wieder auf sich nehmen und ihn mit dem nemlichen Eifer versehen, der ihm die grosse Gunst zugezogen hatte, welche er bey dem Könige genoß. Der Herr Herzog von Richelieu erhielt also Befehl, sich bereit zu halten, daß er die Frau Du Barry melden und bey dem Könige vorführen sollte, nachdem sie bey den königlichen Prinzeßinnen würde vorgestellet seyn.

Es gehöret noch zu den bey Hofe angenommenen Gebräuchen, daß ein Frauenzimmer, sie mag seyn, wer sie will, ehe sie dem Könige vorgestellet wird, zuvor der Königinn, wenn

der König kein Wittwer ist, und allen Prinzeßinnen der königlichen Familie vorgestellet werden muß; Diese Vorstellung geschieht immer durch eine oder zwo Damen von dem vornehmsten Range, welche selbst bey irgend einer Person aus der königlichen Familie in Diensten stehen. (9) An einem andern Hofe, als an dem Französischen, würde man vielleicht in Verlegenheit seyn, zu wissen, an wen man sich wenden sollte, um irgend eine Dame von dem vornehmsten Range zu finden, welche den Auftrag hätte auf sich nehmen wollen, diesen wichtigen Dienst einem Frauenzimmer zu leisten, welche allgemein für eine öffentliche H . . . re erkannt worden war, besonders da man wußte, daß sie blos unter diesem Vorrechte zu der Ehre gelangt war, dem Könige bekannt zu werden und daß sie nur, um diesen Namen einer öffentlichen Dirne zu verlieren, nach Hof kommen sollte, in dem sie nichts desto weniger den Titel der H...re des Königs behielte. Die Verrichtung der Vorstellerin war in diesem Falle nicht sehr rühmlich und war nicht sehr von

(9) Wenn ein fremder Minister oder irgend eine andere vornehme Person bey Hofe vorgestellt werden soll: so muß solches zuerst bey dem Könige geschehen, und von dem Könige weg führet man ihn stufenweise zu allen Prinzen und Prinzeßinnen der königlichen Familie; was die Frauenzimmer betrifft: so geschieht die Vorstellung umgekehrt, und erst wenn sie nach und nach bey der ganzen königlichen Familie gewesen sind, kommen sie öffentlich zu dem Könige.

von jener der königlichen K... plerin unterschieden; indessen war die Wahl an dem Hofe zu Versailles nicht schwer und, die Herzoginn von Gramont ausgenommen, welche besondere Gründe zur Entschuldigung gehabt haben würde, war es dem Herzoge von Richelieu ziemlich gleichgültig, sich an die einen oder an die andern der Hofdamen zu wenden, um ihnen die Ehre aufzutragen, seine Stelle in einer feyerlichen Handlung zu vertreten, in welcher er sein Amt nicht selbst verrichten konnte; es war fast keine einzige, welche diese vorzügliche Ehre, dem Könige zu dienen und die rühmliche Stelle einer Geschäftsträgerinn des Herzogs von Richelieu in der Vorstellung der Frau Du Barry bey den königlichen Prinzeßinnen, als welche damals seit dem Tode der Königinn die einzigen waren, bey denen sie erscheinen mußte, ehe sie in forma publica vor den König gelangte, zu vertreten, für das größte Glück hielt.

Da der Tag zu dieser in allen Rücksichten unanständigen Feyerlichkeit vestgesetzet war, so begab sich die Frau Du Barry nach Versailles mit einem prächtigen und zahlreichen Gefolge von Bedienten, und da es ihre erste öffentliche Ausfahrt war, so kann man sich leicht vorstellen, daß der Herr Du Barry, ihr Schwager, die Begleitung auf eine Art eingerichtet hatte, die seinem Geschmacke, seinen Absichten, seiner Eitelkeit gemäß und besonders

fähig war, den Stolz der verehrungswürdigen Damen nicht zu demüthigen, welche so gütig gewesen waren, seiner Schwägerinn die Ehre zu erweisen und sie den **königlichen Prinzeßinnen** vorzustellen. Diese Vorstellung geschah also mit den in solchem Falle gebräuchlichen Feyerlichkeiten, und nachdem die Aufgenommene den Prinzeßinnen ihre Aufwartung gemacht und ihnen, in Ermangelung ihrer Hand, welche die tugendhafte Töchter Ludwigs des Funfzehnten ihr heldenmüthig versagten, den Saum ihres Rockes geküsset hatte: so gieng sie wieder weg, nicht sehr zufrieden mit der kaltsinnigen Aufnahme, die sie so eben erfahren, und welche sie ohne Zweifel nicht erwartet hatte, welche sie aber hätte vermuthen sollen, wenn eine Person von ihrem Stande einiger Empfindung der Ehrbarkeit fähig wäre; aber ausserdem, daß die Frau **Du Barry** mit allem Rechte von Seiten des Verstandes für sehr schlecht versehen gehalten wurde: so hatte sie ihr Glück so sehr verblendet, daß sie glaubte, die gezwungene Gefälligkeit der **königlichen Prinzeßinnen** gegen ihren Vater würde sie dasjenige vergessen machen können, was sie der Ehre, ihrer hohen Geburt, ihrem Stande, mit einem Worte, der allgemeinen Achtung schuldig waren, sie müßten noch alles dem kindlichen Gehorsame aufopfern, und sich in der Güte dem Willen eines Vaters unterwerfen, welcher in dieser Gelegenheit, so wie in vielen andern von dieser Art, ihren Gehorsam

nicht

nicht so harten Prüfungen hätte aussetzen sollen und welcher besser gethan haben würde, wenn er einen angenommenen Gebrauch abgeschaft hätte, der so entehrend für seine Kinder, als lächerlich und unnütz war. Die Frau Du Barry begieng die Thorheit sich bey dem Könige über die wenig schmeichelhafte Aufnahme zu beklagen, die sie bey den königlichen Prinzeßinnen erfahren hatte, und der König hatte ein so fühlbares Herz, daß er auf ihre Klage gar nicht Acht gab, sich ihrer hierinn gar nicht annahm, nicht den mindesten Unwillen darüber bezeugte, sondern vielmehr desto grössere Hochachtung und Liebe gegen seine Töchter hegte, welche aus mehr als einem Grunde seine ganze Zärtlichkeit verdienten.

In dem Zwischenraume der Heyrath der Frau Du Barry und ihres Einzugs bey Hofe hatten ihr die freygebigen Geschenke des Königs das Mittel verliehen, eines der prächtigsten Häuser einzurichten, oder vielmehr ihr Schwager, ihr Mentor, ihr Führer und ihr Alles schien alles erschöpft zu haben, was die Thorheit, die Eitelkeit und der gute Geschmack eingeben können, um dem Hause seiner Schwägerinn und dadurch dem seinigen jenen Ton, jene Zierlichkeit und jene Art der Pracht zu verleihen, welche man niemals anders als auf Kosten des Publikums unterhält, und welche er selbst unerachtet der Gelder aus dem königlichen Schatze oder aus der Schatullie des

Königes nicht einen Monat lang aushalten konnte, ohne die Frau Du Barry in mehr als für hundert tausend Livres Schulden zu stecken. Während diesem nemlichen Zeitpuncte hatte er bey Veränderung seines Wohnhauses für nöthig erachtet das Schild der ersten Wohnung, so er inne hatte, als er noch ein lüderliches Haus hielt, beyzubehalten; nur hatte er die Vorsicht gebraucht, das Wort Spielhaus ausstreichen zu lassen, und er ließ nur die 2c. 2c. 2c. stehen. Aber indessen gab er sich alle nur ersinnliche Mühe, um sich mächtige Beschützer bey Hofe zu verschaffen, damit er daselbst seine Schwägerinn wider die mächtigen heimlichen Ränke zu erhalten, welche, wie ihm nicht unbekannt seyn konnte, schon wider sie angesponnen wurden. Seine Gegenparthey war desto fürchterlicher, da der Herzog von Choiseuil an der Spitze aller seiner Anhänger stund, um die Frau Du Barry vom Thron zu stossen, welche erst noch mit einem Fusse auf der ersten Stufe stund und nahe daran war, über alle zu steigen, um ihren Platz neben dem Könige zu nehmen.

Wider den Lieblingsminister Ludwigs des Vierzehnten zu kämpfen, war das kühneste und das verwegenste Vorhaben; auch sah Du Barry gleich anfangs alle Gefahr desselben ein; und ob er gleich eben so fein und noch feiner war, als sein Widersacher: so hatte er doch bey weitem nicht die nemliche Macht in

Hän=

Händen und fieng also an, diesen wütenden Löwen, wenn es möglich wäre, zahm zu machen und zu besänftigen zu suchen; er kannte seine Schwäche und er suchte ihn auf der kizelichsten Seite zu verführen; es würde ihm auch unfehlbar gelungen seyn, ihn zu beruhigen, wenn der Herzog von Choiseuil nicht Familiengründe zu erwägen gehabt hätte, die stärker waren, als seine natürliche Neigung; indem er, alles wohl erwogen, sein Ansehen und seine Gunst viel sicherer vestsetzte, wenn er seine Schwester die Stelle einnehmen liesse, welche der Frau Du Barry bestimmt zu seyn schien. Diese Betrachtung machte, daß er alles reizende Anerbieten das ihm Du Barry vorstellte, großmüthig ausschlug. Vergebens versprach er ihm, daß seine Schwägerinn sich nur nach seinen Rathschlägen bey Hofe richten würde, daß sie sich in nichts als in die Schlafstätte des Königs mischen sollte, daß er immer die nemliche Gewalt und das nemliche Ansehen in dem Königreiche behalten, und die nemliche Macht über den Geist des Königs behaupten sollte; daß sie mit ihm einen Schutz und Trutzbund wider alle ehrliche Leute errichten und dasjenige, was sie ihm zu verdanken hätte, niemals vergessen würde, und mit einem Worte, daß er es auf sich nähme, ihm durch seine Schwester so viele Pfänder und welche Personen er wollte, zu Geiseln für die Sicherheit des ihm gegebenen Wortes zu stellen, seinen Eigennutz niemals von seinem Nutzen, so-

gar auf Kosten ihrer ihrem Könige schuldigen Treue, zu trennen. Alles war vergebens. Der Herr Herzog von Choiseuil weigerte sich, an irgend einer Einrichtung Theil zu nehmen; er verachtete die Geiseln, die oft gegeben worden waren, und er hörte nicht auf, den Absichten des Du Barry im Wege zu stehen, und sich der Vorstellung der Frau Du Barry zu widersetzen, bis er sah, daß alle seine Bewegungen fruchtlos abliefen und bis er zum erstenmale erkannte, daß seine Macht seit dem Tode der berühmten Marquisinn nicht so stark war, als er sich es eingebildet hatte; er war also genöthigt, sich dem Willen des Königes zu unterwerfen, dasjenige zu erlauben, was er nicht verhindern konnte, und was noch ärger ist, einem Weibe, deren Stand, Gewalt und Reize (10) er verachtet hatte, seine Aufwartung

(10) Einige übel berichtete Personen haben geglaubt, daß die Frau Du Barry ihre Erhöhung dem Herrn Herzog von Choiseuil zu danken hätte, und daß es dieser Minister wäre, der sie dem Könige verschaft hätte, nachdem er ihrer selbst überdrüßig geworden wäre und da er an ihr einen Mangel des Verstandes gefunden, der sich gut zu seinen ehrgeizigen Absichten schickte: so hätte er geglaubt, sie jeder andern vorziehen zu müssen, um sie zur Maitresse des Königs zu machen, indem er sich dadurch ein doppeltes Verdienst bey dem Monarchen zu erwerben hoffete, ohne daß er in Gefahr stünde, selbst durch das Werk seiner Hände zerstöret zu werden, da er nicht mehr Willens wäre, sclavisch zu den Füssen einer Lieblings-Sultaninn

tung zu machen und schimpflich vor ihren Füssen zu kriechen.

Nachdeme **Du Barry** gefunden hatte, daß der **Herzog von Choiseuil** unbeweglich und veste entschlossen wäre, seinem Vorhaben im Wege zu stehen, so trat er völlig auf die diesem Minister entgegen gesetzte Seite und verband sich auf das genaueste mit den Herren Herzogen **von Richelieu**, von **Aiguillon** u. s. w. Es war ihm desto leichter, ihrer Parthey heimlich anzuhängen, da diese Herren, seitdem sie die Neigung des Königs gegen die Frau **Du Barry** wahrgenommen hatten, ihr fleißig ihre Aufwartung in ihrem Hause machten und anfiengen ihren Schutz zu suchen, indem sie wohl vorhersahen, daß sie ihnen zu einer grossen Hülfe dienen könnte, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, der so schwer aus einer



taninn zu kriechen, wie er solches während der Regierung der Frau von Pompadour zu thun genöthiget gewesen war. Diese Meynung, der es nicht an Wahrscheinlichkeit fehlet, und die auf die Grundsätze gegründet zu seyn scheint, welche mit der Denkungsart dieses alten Ministers übereinstimmen, ist indessen der Wahrheit zuwider, was die Vorstellung der Frau Du Barry durch den Herzog von Choiseuil betrifft. Es kann seyn, daß dieses Weib, ehe ihr Ehrgeiz so weit gegangen war, die Wollust dieses grossen Mannes bedienet hatte; allein so viel ist immer wahr, daß sie niemals von dem Herrn von Choiseuil in der Absicht besuchet worden ist, sie zur Maitresse Ludwigs des Fünfzehnten zu machen.

Stelle zu vertreiben zu seyn schien, wegen welcher man ihn beneidete. Ohne Zweifel ist es aus Erkenntlichkeit gegen ihre ersten Höflinge, welche ihr ihr Opfer gebracht hatten, ehe ihr Ruhm ganz vest entschieden war, geschehen, daß die Frau Du Barry sie immerfort beschützet hat, und daß nichts ihre Neigung gegen sie hat stören können, als der unvermuthete Tod des Königs. Der Herr Du Barry, seine Schwägerinn, der Herzog von Richelieu und sein Neffe hatten schon den ganzen Entwurf ihrer künftigen Verrichtungen angeordnet, ehe die Frau Du Barry sich bey Hofe vestsetzte; und wenn dieser Entwurf langsam vollzogen worden ist: so ist nichts anders schuld daran, als daß sie, da sie ihn faßten, nicht vorher gesehen hatten, so viele Hindernisse zu finden, noch einen so heftigen Widerstand von dem Oberhaupte ihrer Widersacher zu erfahren, der desto schwerer zu überwinden war, da er, weil er sich in der Unmöglichkeit befand, ihnen öffentlich zu widerstehen, die List gebrauchte, sich zu stellen, als wäre er auf ihrer Seite, und sich damit begnügte, ihnen heimlche Streiche zu versetzen, die zum Glücke abgleiteten und nicht trafen und die endlich wider ihn selbst zurückpralleten.

Einige Tage darauf, nachdem die Frau Du Barry den königlichen Prinzeßinnen durch die zwo Weiber vorgestellet worden war, welche, indem sie die Wahl des Herzogs von Richelieu

lieu befriedigten, auch nebst diesem dem Verlangen des Königes gemäß waren, ob sie gleich diesen Schritt auf Kosten ihrer Ehre, ihres Ruhmes, ihres guten Namens und der Hochachtung der königlichen Prinzeßinnen, welche sie dadurch unwiderbringlich verloren, thaten, wurde der Tag, an welchem sie öffentlich bey dem Könige erscheinen sollte, von dem Könige selbst vestgesetzet, welcher dem Herzoge von Richelieu den Auftrag gab, diese Nachricht der Frau Du Barry und ihren Vorführerinnen zu bringen, damit diese Aufnahme mit aller Pracht, die sie haben sollte, vor sich gienge. Drey Tage vor jenem dieser Feyerlichkeit, ertheilte der Herr Du Barry alle nöthigen Befehle, damit die Wagen, die Bedientenkleider und mit einem Worte alles, was mit Glanz in dem Gefolge seiner Schwägerinn erscheinen sollte, in der besten Ordnung wäre und mit ihrem Triumphe übereinstimmte; während diesen drey Tagen begaben sich die Ceremonienmeisterinnen fleißig zu ihr, um ihr vollends artige Sitten beyzubringen, damit sie nicht neu und ungeschickt erschiene, wenn sie sich an einem Hofe zeigte, wo Lebensart, Anstand und Aufführung ein besonders mühsames Erlernen fodern, wenn man derselben so wenig gewohnt ist, als es die Frau Du Barry war. Da hatte sie die Hülfsquelle nicht, den Mangel derselben durch Unverschämtheit zu ersetzen, so wie sie es that, wenn sie den König allein unter vier Augen sah. Der Dirnenton, der dem Könige in dem kleinen

Parc

Parc aux Serfs so wohl gefiel, und welcher der einzige war, den sie ohne Zwang anzunehmen wußte, würde ihm ausserordentlich misfallen haben, wenn sie ihn in Gegenwart seines ganzen Hofes angenommen hätte. Sie würde den König völlig beschämt und sich der Gefahr ausgesetzt haben, fortgejagt zu werden, wie sie es auch verdient haben würde, wenn sie statt einer edeln Bescheidenheit bey ihrer ersten Erscheinung alle Unverschämheit ihres Standes gezeigt hätte.

Da der König die Stunde und den Augenblick wußte, wenn sie zu Versailles ankommen sollte, so blieb er auf dem Altane des Seitenflügels, der gegen die grosse Pariser Landstrasse geht, stehen, ohne Zweifel, um das Vergnügen zu haben, zu sehen, ob ihre Wagen und die Kleidung ihrer Bedienten mit Geschmack oder nur aus einer blossen Wirkung der den lebhaften Temperamenten eigenen Ungedult gewählet worden wären, welche die Erwartung eines Vergnügens demselbigen immer entgegen eilen macht. Da die Begleitung in dem Grunde der Landstrasse erschien und eine unzählige Menge Volks, welches ihre Ankunft vorher wußte, sich an den Gegittern aus einem in dergleichen Umständen sehr verzeihlichen Triebe der Neugierde versammelt hatte: so wandte sich der König, welcher solches gemerkt hatte, zu dem Herrn von Choiseuil und fragte ihn mit dem Tone einer angenommenen Unwissenheit, was

diese

diese Menge Volkes an dem Gegitter des Schlos- ses thäte und was alle der Lärm bedeuten sollte? Der Herzog antwortete ihm: "Sire, das Volk „ hat erfahren, daß die Frau Du Barry heute „ die Ehre haben sollte, Eurer Majestät vor- „ gestellet zu werden, und deswegen ist es von „ allen Seiten herzugelaufen, um Zeuge ihres „ Einzugs zu seyn, da es nicht Zeuge von der „ Art seyn kann, wie Eure Majestät dieselbige empfangen werden." Der Stolz des Königs ward durch diese Antwort gedemüthigt; er fühlte allen den boshaften Spott, den sie ent- hielt und er war so großmüthig, sie nicht zu bestrafen. Er sah zum Theile ein, wie lächer- lich er sich nun in Gegenwart seines ganzen Ho- fes machen würde. Da er indessen nicht zurück- treten wollte, weil die Sache zu weit gekommen war und er übrigens den Entschluß gefaßt hatte, sich eine wirkliche den Namen tragende Maitresse beyzulegen, so wollte er doch für diesen Augen- blick der Schande entweichen, der er sich aus- setzte, und indem er sich vor der Annäherung die- ser öffentlichen Zusammenkunft fürchtete, glaub- te er, sich gegen die unangenehmen Folgen, die sich itzt für ihn schon zeigten und die er nicht vorhergesehen hatte, dadurch in Sicherheit zu setzen, daß er Befehl gab, unter einigem Vor- wande die Vorstellung dieser neuen Maitresse aufzuschieben; er wandte sich gegen den Herzog von Richelieu, welcher nahe bey ihm stund, und gab ihm den Auftrag, dieses Geschäft auf einen andern Tag zu verschieben; dieser Herr,

welcher

welcher sich beeiferte, die neuen Befehle, die er so eben erhalten hatte, zu erfüllen, machte sich bereit, aus dem Zimmer des Königes zu gehen, um dieselbigen zu vollziehen, aber es war nicht mehr Zeit dazu. Indem er die Thüre aufmachte, traf er die Frau **Du Barry** und ihre beiden Zugeordneten an, und da er glaubte, daß er sie nicht schicklich zurücktreten heissen könnte, so faßte er den Entschluß, aufzumachen, diese Damen hineinzuführen und, indem er sich an den König wandte, mit lauter Stimme zu rufen: "**Sire, hier ist sie, wenn es Eurer „Majestät gefällig ist, daß sie hineingehen „soll, hier ist sie.**" Niemals ist ein plötzlicher Fall auf der Schaubühne besser vorgestellt worden; niemals ist eine Scene durch die Lage und das natürliche Betragen aller der verschiedenen Schauspieler, die eine wichtige Rolle dabey spielten, besser aufgeführet worden. Der Herzog von Choiseuil, welcher den von dem Könige ertheilten Befehl wegen Aufschiebung der feyerlichen Vorstellung gehöret hatte, frohlockte heimlich, daß es ihm gelungen wäre, mit einem Streiche den Monarch und den Herzog von Richelieu zu demüthigen. Vielleicht schmeichelte er sich sogar mit der Hoffnung, den Sturm, der über seinem Haupte witterte, gänzlich abgewandt zu haben, dadurch daß er eine Vorstellung verschieben machte, die dadurch vielleicht gar niemals statt finden konnte. Der Herzog von Choiseuil, sage ich, traute kaum seinen Augen, blieb beschämt und unbeweglich

stehen,

stehen, da er nicht mehr daran zweifeln konnte, daß die Frau Du Barry in dem Zimmer wäre, und daß der König sie schon mit einer vorzüglichen Beehrung empfienge, welche die Neigung bezeigte, die er gegen sie hegte. Der Herzog von Richelieu konnte die reine und vollkommene Freude nicht verbergen, die er darüber empfand, daß er über seinen Nebenbuhler in dem nemlichen Augenblicke gesiegt hatte, da er auf den Sieg für diesen Augenblick alle Hoffnung aufgegeben hatte. Die Höflinge lachten heimlich und konnten sich kaum enthalten, in ein lautes Gelächter auszubrechen, da sie die Demüthigung des ersten dieser Herzoge, den sie verabscheueten, und den Sieg des zweyten sahen, den sie verachteten; und endlich zeigte sich die Frau Du Barry unerachtet des Unterrichts der Bescheidenheit, den sie erhalten hatte, mit einer ziemlich freyen Mine, welche bewies, daß sie der König mehr als einmal unter vier Augen gesehen hatte; so wahr ist es, daß die Vorurtheile der Erziehung immer die Oberhand behalten, und daß alle mögliche List die Gesinnungen und die Sitten derselbigen nicht gänzlich verbergen kann.

Der König sah mit der größten Freude, daß dieser Augenblick, vor welchem er sich so sehr gefürchtet hatte, endlich vorbeygegangen war, ohne daß er so zu reden die Zeit gehabt hatte, alle das Unangenehme davon zu empfinden, und dieser Augenblick, welchen man für den Zeitpunct der Entwickelung dieses lustigen

Schau-

Schauspiels ansehen kann, wurde so wohl eingerichtet, daß Seine Majestät der König kaum die Zeit hatte zu merken, was für eine lächerliche Rolle er in diesem Lustspiele spielte. Der König, die Frau Gräfinn **Du Barry** und der ganze Hof konnten sich in Ansehung des Bewegungsgrundes nicht irren, welcher vor dem Schlosse jene Menge Volkes versammelt hatte, dessen lärmender Anblick Ludwig den Fünfzehnten so sehr beschämt hatte. Es war nicht schwer alle boshafte List davon dem Herrn Herzoge von **Choiseuil** zuzuschreiben; man errieth den Grund davon leicht und die Begebenheit schien den Gedanken zu rechtfertigen, daß dieser feine Höfling, indem er seine geheimen Kundschafter ausgeschickt hatte, um diese Menge Volkes zu versammeln, den sichersten Entschluß gefaßt hatte, den Absichten des Königes selbst im Wege zu stehen, ohne daß er so gerade heraus dessen beschuldiget werden könnte. Jeder andere, der nicht in so grosser Gnade gestanden wäre und die listigen Ränke des Hofes weniger gekannt hätte, als der Herzog von **Richelieu**, würde die Befehle des Königs buchstäblich vollzogen, und dadurch die schönste Gelegenheit verfehlt haben, das Lob seines Herrn zu verdienen, sein Ansehen zu vermehren und besonders einen fürchterlichen Feind zu demüthigen, indem er alle seine feine List unnütz machte. Auch schrieben die daran theilnehmenden Partheyen, in Ansehung dessen, was vorfiel, alles auf Rechnung des einen und des andern dieser Herren,

und man weiß nicht, warum die Ungnade des ersten nur erst einige Jahre nach seiner Unvorsichtigkeit folgte, welche man als eine wahre Unverschämtheit ansehen kann. Als die feyerliche Handlung der Einsetzung in ihre Stelle vorbey war, so gieng jeder fort, um zu frohlocken, oder um seinen Kummer zu verbeissen, je nachdem der Antheil war, den er an dieser Begebenheit nahm; allein die Anzahl der Gleichgültigen und folglich der Lachenden war die größte. Die neu Eingeführte sammelte, ausser der Ehre ihrer Einsetzung, allen Nutzen davon für sich, für die Familie, in welcher sie einen Gemahl genommen hatte und für alle die kriechenden Anhänger, welche sie in der Folge der Zeit erwarb, oder die ihr schon ergeben waren. Sie gieng von dem Könige mit dem Titel einer Gräfinn weg, welchen der König ihr gewährete; denn eine Hofdame mußte einen Titel haben und der Name **Frau Du Barry** schlechtweg, ohne weitern Zusatz, würde übel geklungen haben; übrigens erfoderte der Hofgebrauch einen etwas erhabenen Rang und in Frankreich ist es nicht schwer, solchen, wenn ihn die Geburt nicht verleiht, durch einen Gnadenbrief zu erhalten. Da diese Gnaden gänzlich von der Willkühr des Königes abhängen: so kann man, wenn man nicht so glücklich ist, sich gerade an ihn wenden zu können, leicht mit Gelde den Schutz irgend eines Höflings erkaufen, der durch seine Vermittelung und durch seine guten Dienste die Gnaden von dieser Art erhält.

Nachdem die Frau Gräfin Du Barry von dem Könige weggegangen war, wurde sie in die für die Damen von ihrem Stande bestimmte Wohnung geführet. Ihre Vorgängerinn, die verstorbene Frau **Marquisinn von Pompadour**, welche dieselbige während allzu langer Zeit in Besitz gehabt hatte, hatte sie sehr bequem und sehr kostbar eingerichtet, so daß die neue Geliebte damit zufrieden seyn konnte; sie empfieng daselbst bald hernach die Opfer des ganzen Hofes; sie sah daselbst alle Ministers, sogar den stolzen Feind, den sie so eben zu Boden gestürzet hatte, zu ihren Füssen, und endlich machten sich alle diejenigen, welche einen wirklichen Vortheil dabey zu finden glaubten, ihrem Stolze zu schmeicheln, gar kein Gewissen daraus, zu kommen und die beissenden Schmähschriften und die unanständigen Spöttereyen, die sie vor ihrer Erhöhung wider sie ausgestossen hatten, in übertriebene Lobsprüche zu verwandeln. Besonders sah man die Gelehrten, die Künstler und den ganzen Troß solcher beschwerlichen und unverschämten Leute, die Thüre des Tempels dieser neuen Gottheit belagern, niederträchtig um die Gnade betteln, eingelassen zu werden, um zu den Füssen des Götzenbildes ihre Opfer niederzulegen, welche der Geist einer eigennützigen Schmeicheley sie hinbringen machte; der Gelehrte brachte ihr die Frucht seiner Nachtwachen; der Schriftsteller die Frucht seines Schweisses und alle kamen, um sich nach der Ehre zu bestre-

ben,

ben, unter dem Schutze einer neuen Muse zu arbeiten, welche Apollo zwar nicht dafür erkannte, welche aber der Beherrscher des französischen Parnasses durch einen blossen Trieb seines unumschränkten Willens zu der Ehre erhob, die Beschützerinn aller derjenigen zu seyn, welche sich beeifern, dadurch zu dem Ruhme seines Reiches beyzutragen, daß sie ihre Gaben dem Fortgange der Wissenschaften und der Künste widmen.

Das Leben, welches sie bisher geführet hatte, und dasjenige, welches sie itzt führen sollte, waren zu sehr von einander unterschieden, als daß sie von dem einen zu dem andern mit jener ungezwungenen Leichtigkeit übergegangen wäre, welche ein edels, erhabenes und in alles sich zu schicken fähiges Genie verräth. Bey ihrer ersten Lebensart schien ihr alles erlaubt zu seyn und nachdem sie das Joch des Wohlstandes abgeschüttelt hatte, wurden die Unbesonnenheiten, die eigensinnigen Grillen, die murrischen Zänkereyen, die hochmüthigen Geberden und sogar die unanständigen Handlungen für Artigkeiten ihres Standes gehalten, welche wenig Tadler fanden, dahingegen bey Hofe alle diese Fehler, wenn sie nicht durch eine sehr erhabene Geburt ein Recht erhalten, ein Frauenzimmer sehr lächerlich machen, von der man nicht glaubt, daß sie dazu gebohren sey, sich den Grossen gleich zu halten, oder welche ein blosses Ungefehr und die Gunst eine Stelle

 neben

neben ihnen verliehen hat; es ist also kein Wunder, daß die neue Gräfinn sogleich bey ihrem ersten Eintritte unzählige Fehler begieng und sich keinen Demüthigungen aussetzte, die weit grösser gewesen wären, wenn die dem Könige schuldige Ehrfurcht und die Furcht, in seine Ungnade zu fallen, sie nicht gegen alle unangenehme Vorfälle, die seine Gnade ihr ersparete, in Sicherheit gesetzet hätten. Es fehlete ihr nicht an unterrichtenden Lehren, wie sie sich bey Hofe verhalten sollte; aber es mochte nun seyn, daß sie es vernachläßigte, sich dieselbigen zu nutze zu machen, oder daß sie solche nicht zu benutzen wußte, so ist doch so viel gewiß, daß ihr erster Stolz und die übertriebenen Freyheiten, welche sie sich herausnehmen zu dörfen glaubte, die Anzahl ihrer Feinde vermehreten und daß, wenn es möglich gewesen wäre, sie von dem Throne herabzustürzen, auf welchen sie ohne anders Verdienst als dasjenige, welches sie mit so vielen andern gemein hatte, gestiegen war, ihr Fall bald auf ihre Erhöhung gefolgt seyn würde; aber alle hierüber angestellte Versuche waren vergeblich; sie behielt ihren Stolz, ihre Unverschämtheit und alle ihre schlechten Eigenschaften nebst der Neigung Ludwigs des Fünfzehnten, indem alle diejenigen, die sich über sie zu beklagen hatten, ihre Mühe und ihre Sorgen fruchtlos anwandten, um sie ihr Ansehen und ihre Macht verlieren zu machen, welche, ob sie gleich erst entstund, sich doch bevestiget genug fand, über

alle

alle diejenigen zu siegen, welche insgeheim an der Zerstörung derselbigen arbeiteten; denn, obgleich dem Scheine nach der ganze Hof ihr ergeben zu seyn schien: so konnte sie doch, die Herzoge von **Richelieu** und von **Aiguillon**, den **Kanzler** und einige andere ausgenommen, auf eben so viel heimliche Feinde zählen, als Höflinge da waren.

Da Herr **Du Barry**, welcher wußte, daß sie die Fähigkeiten nicht besaß, welche dazu nothwendig gewesen wären, mit Ehre den Staatsgeschäften vorzustehen und hierinn die Stelle der Frau **Marquisinn von Pompadour** zu ersetzen, hatte ihr vor allen Dingen anempfolen, sich auf keine Weise in dieselbigen zu mischen; ohne Zweifel um sie nicht der Gefahr auszusetzen, einen Fehltritt bey dem Könige zu begehen, welcher aus einem gerechten Unwillen sie die ganze Strafe ihrer Verwegenheit hätte fühlen machen können. Er hatte ihr angerathen, ihr mächtiges Ansehen nur dahin zu verwenden, um Ehrenstellen und Reichthümer für diejenigen ihrer Verwandten zu erhalten, welche die einzigen waren, die sich derselben fähig befanden; sie befolgte auch diesen weisen Rath pünctlich und man hat niemals gewußt, daß sie weder an den Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Parlamentern, noch an den Geschäften einigen Antheil genommen hat, welche sich in ziemlich mißlichen Umständen befanden, als alles einen Krieg mit

England anzukündigen schien, ob man gleich ohne Grund versichert hatte, daß sie von dieser letztern Nation ausser sehr beträchtlichen Geldsummen eine Zitternadel von Diamanten, woran die kostbarste Arbeit und ein überaus grosser Werth war, zum Geschenke erhalten hätte und daß sie vermittelst dieses Geschenkes versprochen hätte, die Ungnade des Herrn von Choiseuil auszuwirken, welcher, wie man glaubte, durchaus den Krieg haben wollte, dazu er heimlich den Vorwand in Spanien aus eigennützigen Privatabsichten angesponnen hatte. Wenn man ihr aber auch wirklich die Ehre der Ungnade dieses Herrn zuschreiben sollte, so hatte sie doch persönliche Bewegungsgründe genug, dieselbige zu begehren und mächtiges Ansehen genug, sie zu erhalten, ohne daß England nöthig gehabt hätte, sie zu dem Untergange eines Mannes anzutreiben, dessen Erniedrigung und Verbannung für sie so wichtig seyn mußte.

Man erzählet für ganz gewiß eine Antwort der Frau Gräfinn Du Barry, die sie dem Herrn Herzoge von Choiseuil gegeben haben soll, welche mehr Verstand von ihr beweisen würde, als man ihr zuschreiben kann und welche mir daher ein wenig verdächtig vörkömmt; da sie indessen vorher ausstudirt worden seyn konnte, um in der Gelegenheit, welche sich ziemlich oft ereignen konnte, angebracht zu werden, so will ich sie hier auf die nemliche Art erzählen, wie man

man sie in einem Englischen Blatte findet, welches die Ehre derselbigen der Frau Gräfin zuschreibt. Man versichert, daß sie, als sie eines Tages Whist spielte und den Herrn von Choiseuil zum Mitspieler hatte, sagte, sie hätte das Spiel durch die honneurs, die sie hätte, gewonnen. — Wie ist das möglich? antwortete der Herzog, ich habe ja keine. Das weiß ich, versetzte ihm die Frau Du Barry; aber ich habe sie auch alle ohne Sie. (11) Wenn die Erzählung wahr ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Graf Du Barry seiner Schwägerinn eine Antwort angegeben haben konnte, von welcher leicht vorherzusehen war, daß sie zu einer oder der andern Zeit statt finden müßte, da dieses Englische Spiel Gelegenheit giebt, sie in der nemlichen Parthie mehr als einmal anzubringen; als welches Spiel dermassen in Frankreich aufgekommen ist, daß es fast das einzige Spiel, ausser den Glücksspielen, gewesen ist, welches in dem ganzen Königreiche gespielet worden ist,

 nach-

(11) *La Barri* happening to be Choiseuil his partner, saidshe was up by honnours, how can that be, answered he, J hâve not any, i knors that, replied the Lady, but *i have the honnours wit houtyou.* Der Englische Ausdruck honnours und das französische Wort honneurs wirkt, indem es sowohl die Ehrenbezeugungen, als die höchsten Karten im Spiele bedeutet, hier ein Wortspiel, das in der deutschen Sprache nicht ausgedrückt werden kann. Anmerk. des Uebers.

nachdem es angefangen hatte, bey Hofe Mode zu werden.

Wenn man versichert, daß die Frau Gräfinn Du Barry sich niemals in die politische Verwaltung des Staates gemischet hat, so versteht man dadurch nicht, daß sie nicht grossen Antheil an der Ernennung zu den rühmlichsten und einträglichsten Aemtern, und sogar zu denjenigen, die von der größten Wichtigkeit waren, gehabt habe. Dieß war ein allzusicheres Mittel, ihr Vermögen zu vermehren, als daß sie es hätte vernachläßigen sollen; übrigens war der Gebrauch zu lange Zeit beobachtet worden, und besonders hatte ihn die Frau von Pompadour zu vest eingeführet, als daß die neue Maitresse des Königes denselbigen hätte abkommen lassen. Nachdem sie die Gnaden auf ihre Schwäger, auf ihre Neffen u. s. w. so zu reden hatte regnen machen und nachdem sie denselbigen eine gründliche und dauerhafte Versorgung in Ehrenstellen verschafft hatte, nach welchen zu trachten sie sich niemals unterstanden haben würden, und zu welchen sie gar nicht tüchtig waren, wenn sie nicht das mächtige Ansehen dieser neuen glücklich gewordenen Bäuerinn dazu erhoben hätte, so war sie ernstlich darauf bedacht, ihren Schutz zu verkaufen, und so viel möglich war, Nutzen davon zu ziehen. — Es giebt in Frankreich eine Menge wichtiger Aemter, die man nicht anders als mit Bewilligung des

Köni-

Königes antreten kann, wenn man sie auch gleich gekauft hat; auch giebt es auch noch eine Menge Lossprechungen von der Minderjährigkeit, die man von dem Hofe erhalten muß, um die völlige Verwaltung gewisser Aemter in dem Königreiche antreten zu können, mit einem Worte, es giebt eine Menge Anwartschaften auf Stellen, so man suchet, und dieß sind eben so viele reichhaltige Gold- und Silbergruben für die Unterhändler, derer man sich bedienet, um blosse Gnaden von dem Monarchen zu erhalten, der sie immer gratis pro Deo ertheilet, die aber zuweilen unter der Hand theurer vermakelt werden, als das Amt selbst werth ist; nun wenn eine wirkliche den Namen tragende Maitresse da ist, so ist sie allein in dem Besitze dieser Goldgruben, sie allein benutzet sie zu ihrem Vortheile, weil sie allein der Canal ist, durch welchen diese Gnade abfliessen; und immer ist es der Meistbietende und der letzte Steigerer, der sie erhält, wenn sich mehrere Mitwerber gemeldet haben; diese Accidentien der königlichen Maitresse machen das zu ihren Belustigungen bestimmte Capital aus. Während der Regierung der Frau Gräfinn **DuBarry** zählet man nur einen einzigen Mann, der sie ohne listige Ränke, unerwartet und durch sein blosses Verdienst, zu einem der rühmlichsten Staatsämter geschwungen hat, zu einem Amte, das unter allen im Staate vielleicht die größte Redlichkeit, die größte Uneigennutzigkeit, die größte Klugheit und Ehre

erfodert, nemlich das Amt des Secretairs in den Kriegsgeschäften. Der Herr Marquis von Montainard wurde auf das Ansuchen eines Prinzen vom Geblüte, welcher das Verdienst zu schätzen weiß, aus dem hintersten Winkel seiner Provinz herbeygerufen, um diesem Geschäfte vorgesetzt zu werden, ohne daß die Bitten der Frau Du Barry solches für den Herren Herzog von Aiguillon eher, als erst einige Jahre hernach hatte erhalten können. Indessen waren sie doch nicht ganz fruchtlos geblieben; denn um diesen Herrn, welcher sie zur Zeit ihrer Einsetzung so wohl bedienet hatte, schadlos zu halten, erhielt sie ad interim für ihn die Besorgung der ausländischen Geschäften, nachdem sie den König dazu verleitet hatte, durch sein blosses Machtwort die Ordnung des Verfahrens kurz abzuschneiden, welches die Parlamenter des Königreiches mit Uebereinstimmung der Pairs für wichtig genug hielten, um in ausserordentlichen Sitzungen wider diesen ehemaligen Stadthalter der Provinz Bretagne den Ausspruch zu fällen.

Obgleich alle Kirchengesätze die Simonie oder den Handel mit geistlichen Aemtern verdammen, und die schärfesten Strafen gegen die des Verbrechens der Simonie Schuldigen ansetzen, und obgleich die Concilia und die Päbste zu allen Zeiten die schrecklichsten Bannflüche wider diejenigen ausgestossen haben, welche mit baarem Gelde geistliche Pfründen kaufen

oder

oder sogar wider diejenigen, welche nicht geduldig warten können, bis Gott sie ruffet, um an der Heiligung seines Volkes zu arbeiten: so ist doch vermöge eines fünften Artikels der **Freyheiten der Gallicanischen Kirche**, der zwar nicht ausdrücklich so da steht, dem aber eine von undenklichen Zeiten her fortgesetzte Sage die Kraft eines Gesätzes bey der Geistlichkeit in Frankreich verliehen hat, keine geistliche Pfründe besonders unter denjenigen, wozu der König das Recht zu ernennen hat, die nicht aus Gunst oder vermittelst des Geldes erhalten wird, welches man unter dem Namen eines Geschenkes denjenigen giebt, die es auf sich nehmen, bey demjenigen, der eine solche Pfründe zu vergeben hat, das Verdienst, die Frömmigkeit und die Wissenschaft des vorgeschlagenen Candidaten gültig zu machen; hierinn steckt noch eine zweyte Quelle, die fast eben so fruchtbar für die Maitresse des Monarchen ist, als die erste und welche die Frau **Du Barry** am stärksten benutzet hat; obgleich das Verzeichniß der geistlichen Pfründen nicht in ihren Händen war, so durften doch diejenigen, denen es anvertrauet ist, sich nicht unterstehen, die Bitte einer Person abzuschlagen, die ihnen dasselbige in einem Augenblicke nehmen und einem andern geben machen konnte, der seine Abhängigkeit und seine Unterwürfigkeit besser erkennen würde, und dieses wichtige Amt verschafft eine allzugrosse Ehre und nähert der Person des Königes zu sehr, als

daß

daß der Secretair dieser Besorgung sich der Gefahr würde aussetzen wollen, ein Amt zu verlieren, welches ihn in den Stand setzet, die Aufwartung von den Vornehmsten in dem Königreiche zu empfangen und für sich selbst Annehmlichkeiten zu finden, die er gewiß in keinem andern Amte antreffen würde. Der Herr De Jarante, Bischoff von Orleans wußte zu wohl, was er seinem Ehrgeize, seinem Nutzen und dem mächtigen Ansehen der Maitresse Ludwigs des Fünfzehnten schuldig war, als daß er ihr die Bitten abgeschlagen hätte, die sie bey ihm für die jungen Geistlichen vom Hofe einlegte, derer sie sich aus besondern Ursachen annahm, und welche ohne ihren Schutz erst weit später oder wohl gar niemals zu reichen Pfründen gelangt wären, welche sie in den Stand setzten, mit der größten Pracht zu leben, und sich ganz der Weichligkeit ihres Standes zu ergeben.

Die Frau **Du Barry** und der Herr Secretair des **Verzeichnisses** lebten also mit einander in dem besten Verständnisse von der Welt bis auf die Ungnade dieses letztern. Da ihre Neigungen ungefehr die nemlichen waren, da ihre Lebensart nicht sehr von einander unterschieden war, und da dieser vornehme Geistliche die Frauenzimmer eben so sehr liebte, als die Frau **Du Barry** die Mannspersonen: so waren ihre listigen Ränke weder besser bemäntelt noch geheimer und das sympathetische Verhält-

hältniß, welches man zwischen ihnen wahrnehmen mußte, war zum Unglücke für den Bischoff nur mit diesem Unterschiede verknüpft, daß er der größte Freund des Herzoges von Choiseuil war, der sich für ihn hätte verkaufen und verpfänden lassen, die Frau Du Barry aber dessen abgesagteste Feindin war. Die höhere Macht des Ansehens der letztern gewann die Oberhand über die treuen Dienste, welcher der erstere dem Herzoge geleistet hatte, und der Herr De Jarante wurde mit in den Sturz seines Freundes eingeflochten, weil er wider die erste Lieblings-Sultaninn durch einen so verwegenen als frevelhaften Schritt hatte kämpfen wollen; auf seine Bitte bat eine von den Töchtern des Königs um seine Gnade und um die Zurückberufung des Herrn von Choiseuil; der König begieng die Schwachheit, es der Frau Du Barry zu sagen; sie behielt die Oberhand vor den inständigen Bitten der Madame Victoire und setzte zu dem Glanze ihres Triumphs noch die Demüthigung und den Untergang des Bischoffes von Orleans hinzu, welcher, da er gezwungen ward, von seiner Verwaltung und von der Casse der Güter, über welche er die Aufsicht hatte, Rechnung abzulegen, und sich um mehrere Millionen zu kurz befand und die Verwendung derselben mit Anstand weder anzeigen konnte noch durfte, auf eine Abtey verwiesen wurde, die er in dem Lande Mans hatte; ein Bankerotirer von einem geringern Stande würde auf den Gerichts-

richtsplatz geführet worden seyn. Der alte Cardinal de la **Roche Aimont**, welche mit eben so grosser Ungedult auf die Erlangung dieses Amtes wartete, als er von Rom länger als zwanzig Jahre den rothen Hut erwartet hatte, den er verdient zu haben glaubte, trat in die Stelle des Herrn **De Jarante**, und da er sich eben so gefällig als dieser gegen die Frau **Du Barry** bezeigte, so hat er sich in diesem Amte erhalten, indem er dem Götzenbilde mit der nemlichen Hand das Rauchwerk anzündete, mit welcher er das Kreuz beräucherte.

Die Frau **Du Barry** ward mit einer allzustarken Neigung zur Wollust gebohren, und ihre Erziehung hatte dieselbige, statt sie zu mäßigen, allzusehr entzündet, als daß Ludwig der Fünfzehnte in einem Alter von sechszig Jahren sie hätte begnügen können. Uebrigens hatte dieser Monarch selbst die Kräften seines Temperaments zu sehr misbraucht, als daß er alle Stärke desselben behalten hätte; es muß also nicht wunderbar scheinen, daß sie sich von Zeit zu Zeit erlaubte, ihm ohne sein Wissen einige Secundanten beyzulegen, die sie in den Stand setzten, nicht so viel von einem Könige zu fodern, dessen Erhaltung so kostbar und so nothwendig war, und ob sie gleich diese weise Vorsicht so wohl aus Liebe und Sorgfalt für den König, als zu ihrer eigenen Befriedigung brauchte: so hat sie doch nichts desto weniger klug und geheim genug zu verhalten gewußt, so mislich auch die listigen Ränke waren,

ten, daß es niemals recht möglich gewesen ist, diejenigen zu kennen, welche die Ehre hatten, einen Theil des Dienstes zu verrichten, den der König ganz allein zu leisten gesinnet war, und solches auch allein zu leisten glaubte. In Ansehung dieses Punctes hat man blos gewagte Muthmassungen und jeder hat so davon gesprochen, je nachdem er auf der einen oder der andern Seite war. Die einen haben geglaubt, daß die Herren Coadjutors von Straßburg und von Reims Theil an ihren Gunstbezeugungen hätten; aber wenn man betrachtet, daß diese beyden jungen Prälaten noch allen Eifer ihres Standes behalten müssen, ist es wohl möglich zu glauben, daß sie, als noch so jung, wider dasjenige hätten handeln wollen, was sie ihrem Staate und ihrem Könige schuldig waren? Andere haben geglaubt, es hätte ein gewisser Soldat von der Leibwache, einer der schönsten Menschen unter seinem Trupp, welchen man sein Glück zu geschwind hat machen sehen, durch die Stärke seines Temperaments, durch die Schönheit seiner Gestalt und durch den ebenmäßigen Bau seines Körpers die Gunst und die Gnade der Gräfinn durch mehr als einen Ort gewonnen; mit einem Worte, man hat vorgegeben, sie hätte aus allen Ständen und von allen Gattungen Mannspersonen gehabt, welchen sie erlaubte, sie nach ihrer Willkühr zu bedienen, und vielleicht hat man ihr Unrecht gethan, indem man ausgestreuet hat, sie hätte weder in Ansehung der Wahl noch der Gelegen-

legenheiten, da sie sich selbst entgegengeboten, das mindeste Bedenken getragen; es dünkt mich, daß es ungerecht sey, von den vergangenen Gewohnheiten, zu welchen eine Art von Nothwendigkeit gezwungen hatte, einen Schluß auf die gegenwärtigen Gewohnheiten zu machen, welche so viele Ursachen von den erstern verschieden machen müssen, es wäre denn, daß man durchaus behaupten wollte, daß **die Gewohnheit eine zweyte Natur sey, welche abzulegen unmöglich ist.** Dem mag nun seyn, wie ihm wolle, so ist es gewiß, daß sie in Ansehung der Treue nicht gewissenhaft gewesen ist, und wer auch die glücklichen Sterblichen seyn mögen, die sie hat begünstigen wollen, so kann man sich nicht enthalten, die Verblendung eines Königs zu beweinen, welcher so wenig verdiente, hintergangen zu werden, und der so ungestraft betrogen worden ist.

Dieser Monarch, dessen natürliche Güte machte, daß er unter allen Menschen am wenigsten mistrauisch war, hatte, so zu reden, gar keinen Willen für sich. Da er einzig und allein gegen seine eigene Gesinnung mistrauisch war, so wagte er es kaum seine Denkungsart zu eröfnen, oder, wenn er sie auch entdeckte, so stund er doch bey den mindesten Einwendungen von seiner Meynung ab, um jene seines Rathes anzunehmen, welche er der seinigen vorziehen zu müssen glaubte; mit grossen Fähigkeiten, mit schönen Kenntnissen, mit durchdrin-

dringendem Scharfsinne, besonders mit Gesinnungen der Menschenliebe, die den Grund seines Charakters auszumachen schienen, mit den besten und zärtlichsten Absichten für sein Volk, besaß Ludwig der Fünfzehnte, welcher sein Volk nur glücklich zu machen suchte und verlangte, grosse Schwachheiten, welche fast immer den glücklichen Wirkungen seiner natürlichen Eigenschaften Einhalt thaten, welche nach der Meynung derjenigen, die ihn schlecht kannten, ihn für kleinmüthig haben halten machen, und welche Frankreich der rühmlichsten, so wie auch der glücklichsten Regierung unter dem gerechtesten, gütigsten, menschenfreundlichsten und mit einem Worte der Liebe der Franzosen würdigsten Monarchen beraubt haben. Er liebte die Freude und überließ sich derselbigen ohne Einschränkung; wo ist der Mensch, der sie nicht liebt? Wo ist der König, der sich ihr nicht überläßt? wenn der größte Theil der Höflinge nur damit beschäftiget zu seyn scheint, seine Neigungen immer mehr und mehr zu stärken und alle Mittel ausforschet, sie abwechseln und dadurch empfindlicher und lebhafter zu machen; und wenn Ministers, die einen Privatvortheil dabey haben, allein zu regieren, und nicht von nahem beleuchtet zu seyn, unter eiteln Vorwänden, derer immer einer dem Scheine nach reizender und billiger ist, als der andere, den Monarch von der umständlichen Verwaltung der Geschäften abwendig zu machen suchen, und sich damit begnügen, ihm nur

einen allgemeinen Begriff von denselbigen beyzubringen, indem sie ihm mit Vorsatz alle Mühe der Untersuchung ersparen. Der Cardinal von Fleury, der sehr würdig war, die Erziehung eines Königes zu bilden, würde vielleicht Ludwig den Fünfzehnten in den Stand gesetzt haben, sogar das Andenken eines Heinrichs des Vierten, eines Ludwigs des Vierzehnten, und aller Könige, an welche sich Frankreich noch mit eben so grosser Rührung als Bewunderung erinnert, vergessen zu machen, wenn dieser vornehme und verehrungswürdige Geistliche ihn den Zügel der Regierung sogleich zu der Zeit hätte ergreifen lassen, wenn er erkannt hätte, daß sein Schüler fähig wäre, sein Volk selbst zu beherrschen und blos die Rathschläge eines so würdigen Lehrers zu Hülfe zu ziehen; allein der Cardinal von Fleury war nicht groß genug, sich mit dem Ruhme zu begnügen, Frankreich glücklich zu machen, indem er bey seinem erhabenen Mündel nichts beybehielt, als das Recht, die Fehler zu verbessern, die er in dem Anfange seiner Regierung hätte begehen können und ihm großmüthig alle diejenigen Rechte wieder zustellete, die ihm während der Minderjährigkeit dieses Monarchen anvertrauet gewesen wären. Dieser vortreffliche Mann würde mit weniger Lärm, Geräusch und Gepränge und vielleicht mit mehrerer Gründlichkeit, Dauer und Verdienst Frankreich wahrhafter glücklich gemacht haben, als die Richelieus und die Mazarins, die in vielen

Rücksichten weit unter ihm sind. Mit einem Worte, es fehlte Ludwig dem Fünfzehnten, um den Ruhm aller seiner Vorfahren zu verdunkeln, nichts, als frühzeitig angefangen zu haben, selbst zu herrschen; und seinem Lehrer, welcher hernach sein erster Minister wurde, fehlte nichts, als seinen Schüler an die Arbeit und an die Kenntniß der Staatsgeschäften gewöhnt zu haben, um mit Grunde der Wahrheit Lobsprüche zu verdienen, die man den andern Lehrern unserer Könige so unrechtmäßig und doch so verschwenderisch beylegt. Ludwig der Fünfzehnte, welcher, so zu reden, von seiner Wiege an bis auf seinen Tod von den Geschäften seines Königreiches entfernt war, und sie nicht anders als unter dem falschen Lichte kannte, unter welchem man sie ihm immer vorzustellen bemüht war, hat die Unglücksfälle seiner Völker niemals recht gekannt und die Unterdrückung nie recht eingesehen, in welcher sie unter den meisten Ministern gelebt haben, die das allzugrosse Ansehen und die allzuvollkommene Macht, so ihnen anvertrauet war, misbrauchten. Da er glaubte, daß seine Unterthanen glücklich oder doch weit weniger gedrückt wären, als sie es wirklich waren: so überließ er sich der Freude, für welche sich, wie man es gestehen muß, seine Neigung seit dem Tode des Cardinals von Fleury völlig entschieden hatte. Da er sich von allen denjenigen leiten ließ, von welchen er glaubte, daß sie sein Vertrauen verdienten, ist es wohl ein Wunder, daß ihn seine Maitressen auch zu

sehr beherrscht haben? Ist nicht das Herz der schwächste Theil des Menschen, wenn es von der Zärtlichkeit beherrschet wird? und auch alsdann, wenn der Verstand unbezwinglich ist, beugt sich nicht oft das erste so gar unter das gewaltsamste Joch? Das Herz Ludwigs des Fünfzehnten, unter welches er von der Frau von Pompadour gebeugt worden war, hatte die unglückliche Gewohnheit der Sclaverey angenommen; es konnte nicht leben, ohne gefesselt zu seyn. Da es eine neue Dienstbarkeit suchte, so ergab es sich ganz der Frau Du Barry, welche unter allen ihres Geschlechtes die Ehre, seine Beherrscherin zu seyn, am wenigsten verdiente. Dieses Weib war durch eine beweinenswürdige und leidige Fügung des Schicksals dazu vorbehalten, die letztern Jahre eines Königes zu verdunkeln und zu beflecken, den man allzustreng in Ansehung einer Leidenschaft beurtheilt hat, von welcher fast niemand frey ist, und die zwar fast immer zu wirklichen Fehlern verleitet, aber die, ob sie gleich unter allen denen, die der Mensch begehen kann, sowohl an dem Unterthan, als an dem Monarch, die nachtheiligsten sind, doch immer weit mehr Nachsicht verdienen, als man ihnen gewöhnlich gewähret. So wahr ist es, daß man immer bereit ist, dasjenige an den andern zu tadeln, was man nicht einmal an sich selbst zu verbessern gedenket.

Die beständige Schwachheit Ludwigs des Fünfzehnten in Ansehung des schönen Geschlechtes ist weit weniger wunderbar, als seine letzte Neigung gegen diejenige, die unter allen Weibern in ganz Frankreich am wenigsten dazu gemacht war, diesen Monarchen an sich zu ziehen. Man mahlet uns die Liebe blind; man hat Recht; denn wie ist es möglich, sich vorzustellen, daß ein Frauenzimmer ohne Verstand, ohne Erziehung, um von der Schande gar nicht zu reden, welche sie sich durch ihre Aufführung zugezogen hatte, die allzuöffentlich war, als daß man sie nur bemänteln könnte, wie ist es möglich, sage ich, sich vorzustellen, daß ein solches Frauenzimmer die Stelle der liebenswürdigsten, der verständigsten, der feinesten und der des Reiches einer wahren Neigung würdigsten Frau habe ersetzen können, wenn sie weniger uneigennützig und weniger herschsüchtig gewesen wäre? Wie kann man sich nur an den Gedanken gewöhnen, daß die Frau Du Barry, welche der Frau von Pompadour in nichts ähnlich war und welche in allem so weit unter ihr war, ihre Stelle bey einem Manne habe einnehmen können, der durch sich selbst so sehr im Stande war, den Unterschied zwischen der einen und der andern zu machen, und der, wenn er gewollt hätte, fähig gewesen wäre, wo nicht die Stelle der Frau von Pompadour mit einigem Vortheile zu ersetzen, doch zum wenigsten sich eine andere beyzulegen, die, ohne ihre Fehler zu haben, einen Theil ihrer Reize und

ihrer Annehmlichkeiten gehabt haben würde, aber die gewiß, so wie sie auch gewesen wäre, allen Vorzug vor der Frau Du Barry gehabt hätte. Es war nicht möglich, daß der König seinen Irrthum nicht gemerkt haben sollte, aber man glaubt versichern zu können, daß die Frau Du Barry, da sie nicht fortgeschickt wurde, dieses nur jener natürlichen Güte des Monarchen zu verdanken hatte, welche machte, daß er seinen Vortheil, seine Neigung und vielleicht einen Theil seines Ruhms dem Widerwillen aufopferte, den er hatte, das Herz einer Person zu kränken, die er einmal mit seiner Neigung beehret hatte. Die Frau Du Barry ist nicht die einzige Person des Hofes, welche sich daselbst durch diese einzige Ursache in der Gnade dieses Monarchen erhalten hat. Der Gedanke von der Ungnade seiner Lieblinge betrübte diesen Monarch so empfindlich, daß, ob er sich gleich nicht verbergen konnte, daß sie vielleicht seiner Wohlthaten unwürdig wären, oder daß zum wenigsten Frankreich sie dafür hielt, er niemals die Stärke besaß, sie so weit zu demüthigen und sie seiner Gewogenheit und seines Wohlwollens zu berauben. Man muß gestehen, daß diese Güte ein Fehler ist, der an einem Könige grösser wird, als an jedem andern; aber es ist einer von jenen Fehlern, dessen Lobspruch man auch alsdann, wenn man ihn tadelt, wider seinen Willen machen muß. Glücklich sind die Personen, welche nur von dieser Seite tadelnswürdig sind, und noch glücklicher sind die

Völker, die ihrem Monarch keinen andern Vorwurf zu machen haben! Wenn sie unter seiner Regierung nicht so glücklich sind, als sie es seyn könnten, so werden ihre Unglücksfälle erträglicher, wenn sie bedenken, daß sie ihre Quelle in der zu übertriebenen Güte des Monarchen schöpfen, von welchem sie übrigens wissen, daß sie zärtlich geliebt werden. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich einen Satz wider die gemeine Meynung behaupte, da ich diese Güte an Ludwig dem Fünfzehnten so sehr erhebe; man frage aber ganz Frankreich und besonders werfe man die Blicke auf die wahre Fühlbarkeit aller Franzosen, welche durch die allzugerechte Unruhe über die Folgen der Krankheit, die ihnen Ludwig den Vielgeliebten entrissen hat, in den wahresten Kummer versenkt wurden, so wird man die Antwort haben, in welcher die beste und vollkommenste und richtigste Auflösung der Streitfrage, die anfangs so schwer aufzulösen schien, begriffen seyn wird.

Es ist kein Wunder, daß das Leben der Frau Du Barry an dem Hofe uns keine merkwürdige Begebenheit darbeut. Sie hat daselbst zu der Zeit gelebt, da Frankreich den Frieden mit seinen Nachbarn genoß und dieß ist ohne Zweifel in allen Rücksichten ein sehr grosses Glück, daß sie keine Gelegenheit gehabt hat, so wie ihre Vorgängerinn, den Entwurf der Kriegsverrichtungen zu bestimmen, die Generals zu ernennen und sie zu nöthigen, keine andere als ihre

 Befehle

Befehle anzunehmen und unter ihrer Leitungen zu handeln. Frankreich wird niemals den Schimpf des letzten Krieges vergessen und vielleicht wird es seinen Ruhm niemals mehr wieder herstellen, der damals auf eine grausame Art gewagt wurde, weil die Führung von einer Frau abhieng, die vielleicht mehr ihren Eigennutz oder ihren Eigensinn befolgte, als die Einsichten ihres Verstandes und ihrer Beurtheilungskraft; die Franzosen sind zu begierig nach dem kriegerischen Ruhme und sie schätzen die Ehre, Anführer ihrer Landesleute gegen die Feinde des Staates zu seyn, zu hoch, als daß sie sich nicht erniedrigen und diese Befehlshaberstelle nicht durch den einzigen Weg suchen sollten, den sie wissen, daß er ihnen zu erhalten übrig bleibt, wenn die Kriegsämter von der einzigen Austheilung der Maitresse des Monarchen abhangen. Die Frau Du Barry würde zu sehr geschmeichelt worden seyn, bey dieser Gelegenheit den Haufen ihrer Höflinge vermehret zu sehen, als daß sie ihren inständigen Bitten nicht nachgegeben hätte und wie viele ungeheure Fehler würde sie nicht bey ihrer schwachen Urtheilskraft in der Wahl derer-jenigen begangen haben, welchen sie den Vorzug gegeben hätte! ein zierlicher Mann, der eine reizende Gestalt besitzt, ist nicht immer der Mann, den man an die Spitze eines Heeres stellen muß, um es zur Schlacht zu führen; und indessen ist es doch derjenige, welcher von der Frau Du Barry geschützt worden wäre und welcher folglich vor dem wahren Kriegshelden den Vorzug erhalten haben würde.

Was die innerlichen Geschäften des Königreiches betrifft: so haben wir schon gesagt, daß sie sich ein Gesätz daraus gemacht hatte, oder vielmehr daß man ihr ein Gesätz daraus gemacht hatte, keinen wirklichen Antheil daran zu nehmen. Ihr stiller Aufenthalt bey Hofe ist einigermassen nicht so lärmend und nicht so unruhig gewesen, als ihr Privatleben (welches man wohl ein öffentliches Leben nennen könnte) in der Hauptstadt. Die Sorgfalt, dem Könige zu gefallen und allen ehrlichen Leuten zu misfallen, scheint sie die ganze Zeit hindurch beschäftiget zu haben; ihre listigen Ränke enthalten nichts wichtiges; sie hat ihren Stand genossen, wie eine Person von ihrem Verdienste denselbigen zu geniessen fähig war. Sie war eine Maschine, welcher ihr Schwager nach seiner Willkühr die Bewegung gab; unfähig, einen Entschluß für sich selbst zu fassen, folgte sie dem Triebe, den man ihr gab, und, wenn sie Fehler begangen hat, so müssen sie immer auf ihren Mentor zurückgeworfen werden, der bey vielem Verstande zu viel Hochmuth, Eigenliebe, Stolz, Ehrgeiz, Unbesonnenheit und Unverschämtheit besaß, als daß er nicht des Schutzes eines Weibes hätte misbrauchen sollen, das, nachdem es seine Beyschläferinn, seine verächtlichste Dirne, seine Haushälterinn und endlich die Gemahlinn seines Bruders gewesen war, ihm zu viel zu verdanken hatte, als daß es sich nicht hätte seinem Willen ergeben sollen, und das zu wenig Verstand besaß, um einzusehen, daß er

der glücklichen Verfassung misbrauchte, in der sie sich durch ihre niederträchtigen Ränke befand und welche vernünftige Leute für sehr strafbar halten. Die Frau Du Barry macht einen zu starken Abstand mit den Gabrielles d'Etrees, den Maintenons, den Montespans, den La Valiere und den Pompadours, als daß die Zeit, welche sie bey Ludwig dem Fünfzehnten zugebracht hat, eben so wichtige Zeitpuncte liefern sollte, als jene der Lebensgeschichten der Maitressen der Könige von Frankreich, die vor dem letztverstorbenen gelebt haben; sie war bey weitem nicht so schön, als die Maitresse Heinrichs des Vierten, und besaß nichts von dem Verdienste, von der Empfindsamkeit, von der Geburt noch von der wahren Zärtlichkeit der Maitressen Ludwigs des Vierzehnten; sie war in allen Rücksichten weit unter ihrer Vorgängerinn; bey ihrem Eintritte an den Hof hat sie gleichsam ihre Laufbahne geendigt und das Wichtige ihrer Geschichte höret da auf, wo das Wichtige der andern angefangen hat. Der Hof, welcher für alle Hofleute überhaupt der Schauplatz ist, auf welchen sie öffentlich berühmt entweder durch ihre Tugenden oder durch ihre Laster erscheinen, ist für die Frau Du Barry ein wahres Grabmahl gewesen, in welchem sie ihre Tugenden nicht vergraben hat, weil sie deren keine besaß, noch auch ihre Laster versenket hat, weil sie deren nur eines besaß, welches sie ihres Standes wegen zu behalten genöthiget war, und welchem sie unmöglich einen neuen Schimmer

mer geben konnte. Ja, nur ihr Nichts hat sie daselbst begraben, und was konnte sie mehr alda versenken? Sie wandte ihre Glücksgüter mit Verschwendung und ohne Ueberlegung an, und verthat einen Theil der Geschenke ihres freygebigen Liebhabers, ohne sich durch irgend eine Handlung der Wohlthätigkeit Ehre zu machen, welche fähig gewesen wäre, über ihr geringes persönliches Verdienst einen leichten Schleyer zu ziehen. Da sie nichts als den Putz und alle die lächerlichen und kindischen Zubehörden desselbigen kannte, so machte sie fast ihre einzige Beschäftigung daraus; ihre vorgebliche Grösse hatte sie schwindelicht gemacht und sie bemühete sich, dieselbige durch eine übertriebene und mit grossen Kosten verknüpfte Pracht, wodurch sie sich noch lächerlicher machte, zu unterstützen. Immer war sie von einem Haufen niederträchtiger und kriechender Geschöpfe umgeben und besaß die thörichte Eitelkeit, niederträchtige Schmeicheleyen auf sich selbst zu beziehen, welche nur den Monarch zum Gegenstande hatten, dessen Gnade man fernerhin dadurch zu verdienen suchte, daß man seinem Götzenbilde Weihrauch streute. Mit einem Worte, sie war an dem Hofe eben so verachtet, als sie es in der Stadt gewesen war, und wenn sie daselbst nicht die nemlichen Demüthigungen erfahren hat, so ist sie dagegen durch die der Königlichen Majestät schuldige Ehrfurcht in Sicherheit gesetzet worden und das Herz war gezwungen, insgeheim dem Opfer zu widersprechen,

sprechen, welches der Maitresse des Monarchen öffentlich zu bringen der Wohlstand erfoderte. Ob sie gleich die Tochter einer unbekannten und strafbaren Geburt war, welche sie weder vor andern noch vor sich selbst geheim halten konnte: so sah sie doch diesen Flecken nur als einen Eigensinn des Schicksals an, für welchen sie durch ihre Gestalt und durch ihre Reize vollkommen gerächet zu seyn glaubte. Der glänzendste Stand, den sie genoß, diente ihr statt verehrungswürdiger Ahnen; die kostbare Einrichtung ihres Hauses an dem Hofe selbst hatte sie die schreckliche Dürftigkeit vergessen machen, für welche sie gebohren zu seyn schien und wovon sie die traurigen Unfälle erfahren hatte. Der König von Frankreich und sein ganzer glänzender Hof lag zu ihren Füssen und berechtigte sie, sich für die unumschränkte Beherrscherinn der Welt zu halten; die Frauenzimmer von dem vornehmsten Stande richteten ihren Geschmack nach dem ihrigen, nahmen ihre Moden an, ahmten ihre kleinen eigensinnigen Grillen nach und gaben ihren Possen Beyfall; und diese schienen ihr weit unter ihren ersten Gefehrtinnen des unordentlichen Lebens zu seyn, unter welchen sie nur einen Rang der Gleichheit besaß. Mit einem Worte, alle Reden, welche sie um sich herum hörete, waren eben so viele Lobsprüche, welche man haben wollte, daß sie auf ihre Rechnung nehmen sollte, und wie hätte sie sich da selbst erkennen können? oder wie hätte sie sich nicht in den Grundsätzen

des

des neuern Lehrgebäudes der Gesellschaft bekräftigen sollen, welches der Herr Du Barry ihr zu erklären bemüht war? Die Lehren der Tugend, die sie von ihm erhalten hatte, fanden sich vollkommen übereinstimmend mit allem dem, was sie sah; War es also möglich, da sie sich über das Beyspiel und über ihre Neigung hinaussetzte, daß sie den Begriff davon gehabt habe, welchen die ehrlichen Leute davon haben? Man hatte ihr so oft wiederholet, daß die Tugend in keine Betrachtung gezogen zu werden verdiente; daß man nur Achtung gegen dasjenige haben sollte, was gefällt und was nützlich ist; daß die Tugend ein blos in der Einbildung bestehendes Wesen wäre, oder, wenn sie auch je wirklich vorhanden wäre, sie kalt und verlassen und ein unnöthiges und überflüßiges Ding wäre, so man den schwermüthigen Menschenfeinden überlassen müßte; das Leben wäre so kurz, daß es eine Thorheit wäre, den geringsten Theil davon seinen Freuden abzustehlen; ein ehrliches Frauenzimmer, besonders wenn sie nicht von einem glänzenden Stande wäre, wäre ein sehr wenig wichtiges Wesen, sie hätte fast gar keinen Antheil an der Gesellschaft, und sie wäre höchstens nur dazu gut, einen dummen Manne zur kalten Wollust zu dienen; der Reichthum wäre die allgemeine Seele, welche alles belebte und verschönerte; mit einem Worte, ein schönes Gesichtchen verlöre, wenn es in bescheidene Kleider eingehüllet wäre, drey Quart von seinen Reizen und müsse unter

unter den Schönheiten des niedern Standes vermengt befunden werden. Alle diese vergifteten Lehren und andere, welche eben so verabscheuenswürdig waren, waren ihr so oft unter tausend verschiedenen Ausdrücken wiederholet worden, daß sie nicht einmal auf die Gedanken gerieth, als wäre es ehrbar, anders zu denken und folglich nach andern Grundsätzen zu handeln. Was ist daran gelegen, sagte ihr Lehrer zu ihr, daß Sie die Heldin von zwanzig Liebesgeschichten gewesen sind? Wenn Sie nicht so schön wären, so würde man weniger von Ihnen sprechen; die Häßlichkeit und die Armuth verdienen allein in einer ewigen Vergessenheit begraben zu werden; das Vorurtheil der Ehrbarkeit ist nur für die Thoren und den Pöbel. Mögen doch die Büchermacher immerhin den Ehrbaren erheben, mögen sie doch immerhin seine Lobredner seyn, es ist ihr Handwerk und Gott sey Dank! sie haben die Ohren so voll davon geschryen, daß man sie heute zu Tage nicht mehr anhöret; man strafet sie sogar dadurch, daß man sie nicht mehr ließt; es sind ewige verdrüßliche Schwätzer, welche die Welt heute zu Tage mit einer gerechten Verachtung bezahlet, und dieß ist auch das einzige Gehalt, welches sie verdienen.— Alles, was man der Tugend zu lieb thun kann, ist, daß man zuweilen den Schein derselbigen annimmt, wenn die Nothwendigkeit es erfodert. Einem so nachdrücklichen und beredten Prediger konnte es nicht fehlen, daß er den

stärksten

stärksten Eindruck auf ein Herz machte, welches vielleicht nicht fähig war, andere anzunehmen. Ach! welchen Fortgang hat nicht das Laster und wie weit greift es um sich, wenn es von einem jener neumodischen Verführer angerühmet wird, der alle listige Kunstgriffe des Handwerks besitzt, welcher unter reizendem äusserlichen Scheine, der zuweilen verleitet, ein treuloses Herz und ein mit Bosheit begleitetes Lehrgebäude verbirgt. — Der Herr Du Barry war, noch ehe ein schändlicher Ehrgeiz und ein niederträchtiger Eigennutz ihn verleitet hatten, sich für den Lobredner des Lasters zu erklären, überall für einen Held in jener Klasse verachtungswürdiger Menschen bekannt, welche man in Ermangelung der Gesätze zur Strafe mit beschimpfenden Merkmahlen brandmarken sollte; denn man beleuchte das Herz der Boshaften, man steige in dasselbige mit der Fackel in der Hand: so wird man zitternd daselbst entdecken, daß ihre reine und empfindungsvolleste Freude ist, das Laster auszubreiten, das Böse zu erweitern und die Anzahl ihrer Mitverbrecher zu vermehren; dieß sind von der Pest angesteckte Leute, welche, ehe sie sterben, eine höllische Freude daran geniessen, die Seuche, welche sie an sich haben, andern mitzutheilen und Sterbende neben sich fallen zu sehen, welche die unglücklichen Schlachtopfer des Giftes sind, das sie in ihre Seele gegossen haben.

Nach solchen Grundsätzen und mit der Hülfe eines solchen Meisters führete die Frau Du

Barry an dem Hofe ein immerfort ausgelassenes Leben und überließ sich daselbst dem ärgerlichen Wahnsinne eines verderbten und argen Herzens; sie wurde von einem Schauspiele zum andern geführet, man folgte ihr in allen öffentlichen Versammlungen nach, sie hatte den Vorsitz bey allen Festen eines glänzenden Hofes, ward daselbst von jenen niederträchtigen Sclaven ihres unmäßigen Ehrgeitzes bewundert, empfieng alda ihre ehrfurchtsvollen Opfer und die Verehrungen, die sie immerfort dem höchsten Wesen versagen, und stürzte daselbst ihre Nebenbuhlerinnen in die schrecklichste Verzweiflung. Der Reichthum, die Pracht, das Vergnügen umgaben sie und suchten ihren Geschmack von neuem rege zu machen; die Zierlichkeit und die Mode eilten herbey, ihr ihren Zoll zu entrichten; mit einem Worte, da sie kaum die Zeit hatte, sich zu fragen, was sie verlangte, war ihre Entehrung so vollkommen als ihr Sieg; aber alles hat sein Ziel, und das Ziel der unvermutheten Grösse der Frau Du Barry war nahe, ohne daß sie vielleicht vorhergesehen hatte, daß es jemals kommen könnte, oder zum wenigsten, da sie es noch weit entfernt zu seyn glaubte; dieses eitle Traumbild war bereit zu verschwinden, da es die größte Wirklichkeit zu haben schien. Die betrügerische Larve, unter welcher sie bey Hofe erschien, war bereit zu fallen, da sie dieselbige am vestesten zu seyn glaubte, mit einem Worte, sie gieng mit allem ihrem Stolze und Uebermuthe

ihren Weg fort, bis sie, ohne es gewahr zu werden, am meisten wankte und ihr Fall nahe war. Der schönste Tag wird zuweilen in dem Augenblicke dunkel, da er am hellesten glänzet und man es am wenigsten vermuthet, der günstigste Wind kann sich in einem Augenblicke ändern und den Steuermann zwingen, einen seiner Absicht widrigen Weg zu nehmen; das Glück hat fast immer eine Freude daran, denenjenigen den Rücken zu kehren, denen es immerfort zugelächelt hat, in dem nämlichen Augenblicke, da alles sie glauben macht, daß diese eigensinnige Göttinn sie zu ihren werthesten und glücklichsten Lieblingen gewählet habe; wie viel schreckliche Fälle sieht man nicht alle Tage, deren lärmendes Geräusch sogar diejenigen in Erstaunen setzt, welche das wenigste Zutrauen auf die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge setzen! wie viele unglückliche Reichen fallen nicht in die schrecklichste Dürftigkeit in dem nemlichen Augenblicke, da ihr Zustand ihnen am vestesten gegründet zu seyn scheint! wie viele weit aussehende Entwürfe fasset man nicht ab nach Grundsätzen, welche unfehlbar zu seyn scheinen und auf Grundvesten, welche die menschliche Klugheit nicht anders als für gründlich halten kann, die indessen in Verfall gerathen und in dem nemlichen Augenblicke zusammenstürzen, da man das vorgehabte Gebäude mit der größten Zuversicht darauf setzen will! mit einem Worte, der Augenblick, in welchem

der Mensch auf dem Gipfel des Ruhmes und auf der höchsten Stufe der Ehre zu seyn glaubt, ist oft demjenigen Augenblicke sehr nahe, der seinen Untergang mit sich führet, der seine Schande bereitet und seine Verzweiflung entstehen macht, alsdann, wenn das Herz keine Wünsche mehr thun zu können scheint, wenn alle seine Wünsche schon weit über seine Hoffnungen hinaus erfüllt sind, alsdann, sage ich, sinkt er gegen das schreckliche Leere zu, in welches er fällt, ohne einen Augenblick Zeit gehabt zu haben, um die unermeßliche Tiefe desselbigen zu betrachten; ja, der Mensch (und der Mensch bey Hofe noch mehr als jeder andere) geht auf einer aneinander hängenden Reihe von Abgründen einher, die desto gefährlicher sind, da sie fast immer mit Blumen bedeckt sind, welche dieselbigen unsichtbar machen; und er merket nicht eher, daß die Erde ihm unter dem Fuße fehlet, bis er gestürzt und mit dieser nemlichen Erde ganz bedeckt wider den Grund der tiefen Kluft hart anstößt, in welcher er durch die Gewalt der Erschütterung wieder zu sich selbst kömmt und die Zeit hat, die Tiefe derselbigen auszumessen, die traurige Vergleichung zwischen seinem gegenwärtigen Zustande und demjenigen, den er einen Augenblick zuvor, ehe er seinen Kummer verschlang, genoß, anzustellen und sich endlich mit vergeblicher Reue abzuzehren. Ja, ich wiederhole es noch einmal, so ist das unglückliche Schicksal des Menschen in dieser vergänglichen Welt beschaffen;

kaum

kaum höret er das Ungewitter ferne von ihm donnern, so fällt der Streich in dem nemlichen Augenblicke, da er nichts für sich selbst zu befürchten zu haben glaubt, in zersplitterten Keilen, trifft ihn, schlägt ihn zu Boden, zerschmettert und zernichtet ihn, ohne daß der vorhergegangene Bliz ihm fast in die Augen geleuchtet habe. Glücklich ist der Mensch, der sich auf Unglücksfälle gefaßt macht, der sich darauf bereitet, der sie mit Standhaftigkeit annimmt, und sich mit einer Zukunft tröstet, die er durch eine Aufführung, die in den Augen seines Gleichen und besonders in den scharfsichtigen Blicken des Urhebers seines Daseyns, der ihn entweder zur Belohnung oder zur Strafe erwartet, untadelhaft ist, glücklich zu machen sich bestrebet.

Ludwig der Fünfzehnte, welchem eine starke und dauerhafte Gesundheit noch mehrere Lebensjahre zu versprechen schien, wurde von einer tödtlichen Krankheit überfallen, von welcher er seines höhern Alters wegen nicht hätte vermuthen sollen, daß sie diejenige seyn würde, die ihn seinen Unterthanen entreissen würde; diese für jedes Alter gefährliche Krankheit, wird weit gefährlicher, je älter man ist; welche Hoffnung konnte also wohl für die Wiederherstellung dieses Monarchen in seinem fünf und sechszigsten Jahre übrig bleiben? Sie war sehr schwarz, diese Hoffnung, in den ersten Augenblicken seiner Krankheit und wenige Tage hernach hatten die in Ansehung seiner mit Recht beunruhigten

Franzosen gar keine mehr und beweinten zum voraus den Tod eines Monarchen, den sie lieb hatten und von dem sie wieder zärtlich geliebt wurden; die Klage und die Bestürzung, welche während der Krankheit und nach dem Tode Ludwigs des Funfzehnten in ganz Frankreich verbreitet waren, bezeugen der ganzen Welt, daß die Treue und die Liebe der Franzosen gegen ihren Monarch alle Proben aushält, daß sie, ohne sich zu empören, zu leiden wissen, wenn sie sehen, daß die Hand, welche schwer auf ihnen wird, von den schändlichen Ministern geleitet wird, welche das Vertrauen des Monarchen misbrauchen, und daß sie endlich sich davor entsetzen würden, Rache an ihrem Könige für die Unterdrückungen zu wagen, deren seine Ministers allein schuldig sind.

So bald es gewiß war, daß Ludwig der Fünfzehnte von den Pocken überfallen wäre, so verließ die Frau Gräfinn **Du Barry** den Hof, vielleicht in der Hoffnung, wieder daselbst zu erscheinen, wenn die Gefahr vorbey seyn würde, indem sie sich mehr um ihres Eigennutzes als um des Vortheils von Frankreich willen mit der Hoffnung schmeichelte, daß der König einem Zufalle entkommen würde, der so mißlich und so gefährlich war. Der ganze Hof war einzig und allein mit der Krankheit des Königes und mit der Gefahr, welcher er ausgesetzt war, beschäftiget und merkte nicht, daß die Maitresse daselbst fehlte, bis man mit einer Verwun-

derung

derung erfuhr, daß sie sich zwo Stunden weit von Versailles in ein prächtiges Haus des Herrn Herzogs von Aiguillon begeben hatte, welcher entweder aus Dankbarkeit oder aus Eigennutz sich noch mit seiner Neigung gegen dieses Weib groß machen wollte, zu einer Zeit, da er vorhersehen konnte, daß es ihm mehr schädlich als vortheilhaft seyn würde, und, damit an diesem grossen Streiche nichts fehlte, so besorgte die Frau Herzoginn von Aiguillon während der Zeit, als die Frau Du Barry sich daselbst aufhielt, die Ehre ihres Hauses. Von diesem Augenblick an war ihr ganzer zahlreicher Hof zerstreut, und es blieb ihr nichts übrig, als ihre Bedienten und der getreue Herr von Aiguillon; nun fieng sie an einzusehen, wie wenig man auf solche Freunde zählen müsse, die es nur aus Furcht oder aus Eigennutz sind; es war auch wirklich das Götzenbild kaum aus dem Tempel weggeführet, so würden alle diejenigen, welche die eifrigsten in ihrem Dienste zu seyn geschienen hatten, statt dessen Rückkunft zu wünschen, vielmehr, wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, seinen Altar umgestürzt und sich sogar eine Ehre daraus gemacht haben, bis auf den Grundstein desselbigen wegzureissen. Nachdem Ludwig der Fünfzehnte am zwölften Tage seiner Krankheit erliegen mußte und den gewöhnlichen Zoll der Natur entrichtet hatte, blieb seine Maitresse nicht lange mehr in der Ungewißheit in Ansehung des Schicksals, das sie in Zukunft zu geniessen hätte. Die Güte

 und

und die Gerechtigkeit Ludwigs des Sechszehnten ließ ihr fast keinen Augenblick, um in einer weiten Ferne der traurigen Zukunft entgegen zu sehen, welche für sie bereit war. Der neue Monarch ersparete ihr Muthmassungen, welche nicht anders als traurig und beunruhigend seyn konnten; mit einem Worte, sie hatte fast nicht die Zeit, die ganze Grösse und die Folge des Verlustes, den sie so eben durch den Tod des verstorbenen Königes erlitten hatte, einzusehen; die Nachricht von ihrer Ungnade folgte sogleich auf die Nachricht von dem Tode des Königes. Die Frau Du Barry erfuhr alle beide fast zu der nemlichen Zeit und wenn ihr Herz eine wahre Neigung gegen Ludwig den Fünfzehnten gefühlet hätte; so würde sie kaum angefangen haben, ihrem unglücklichen Geliebten einige Thränen der Zärtlichkeit zu schenken, da schon durch einen besondern Bewegungsgrund, sich selbst zu beweinen, ihr Schmerz und ihr Kummer den Gegenstand verändert haben würden; aber die Frau Du Barry war nur der Gestalt nach die Liebste des Königs; ihre Zärtlichkeit gegen ihn war niemals weiter als auf die Spitze ihrer Zunge gekommen und ihr von andern Gegenständen erfülltes Herz war nicht einmal der Erkenntlichkeit gegen einen Monarch fähig, der seine Gnaden und seine Neigung auf eine so übel angewandte Art an ihr verschwendete. Sie würde ihren Wohlthäter und ihren Freund bald vergessen haben, wenn es ihr, nachdem sie ihn verloren hatte, erlaubt gewesen wäre, in Paris

allen

allen den Schimmer und alle die Pracht blicken zu lassen, den sie von dem Hofe mitgenommen hätte, und wenn sie alle das Laster einer schändlichen Aufführung, so ihr bis nach Versailles nachgefolget war, wieder mit sich nach Paris hätte bringen dürfen. Ein kothiges Herz, welches sich jedem dem ersten dem besten ergiebt, oder vielmehr welches sich niemand giebt, welches nur durch Ausschweifungen und Schwelgereyen gereizt werden kann, kann ein solches Herz wohl tugendhaft seyn? und kann es wohl wahrhafte Zärtlichkeit ohne Tugend geben? Es war also eine nöthige Wirkung der Weisheit, der Menschenliebe und der Klugheit des tugendhaften Königes, der Ludwig dem Fünfzehnten nachgefolget ist, die ersten Augenblicke seiner Regierung durch eine Handlung des Ansehens und der Gewalt merkwürdig zu machen, welche, indem sie den allzuoffenbaren Ausschweifungen eines Weibes, so gar kein Verschonen verdiente, Einhalt that, zugleich seinen Unterthanen den schmeichelhaftesten Begriff von seiner Liebe zur guten Ordnung beybrachte und sie einsehen ließ, was das Laster unter seiner Regierung zu befürchten haben würde.

Nachdem der neue Monarch sich den ersten Augenblicken seiner Empfindung überlassen und dem Andenken seines Großvaters gerechte Thränen geschenkt hatte, so schien sein zärtlicher Schmerz sich nur deswegen ein wenig zu beruhigen, um ihn den ganzen Umfang seiner Pflich-

ten einsehen zu machen; er glaubte, daß eine der vornehmsten und der dringendsten dieser Pflichten in solcher Verfassung darinn bestünde, Befehle an die Frau **Du Barry** abfertigen zu lassen, um ihr zu wissen zu thun, daß sie sich unverzüglich nach der Abtey Pont-aux-Dames begeben sollte, um daselbst seinen schlüßlichen Willen zu erwarten. Dieser unvermuthete und unerwartete Streich vertilgte in ihrem Herzen alle andere Eindrücke, machte es vielleicht zum erstenmale fühlbar und die ganze Schande ihres vergangenen Lebens malte sich nun ihrer Einbildungskraft unter den lebhaftesten und wahresten Farben; sie war gezwungen, sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und sah von nun an, daß ein ehrbares Gefängniß, zu welchem sie sich verurtheilt sah, ohne Zweifel ewig dauren sollte, und daß sie sich vergebens mit der Hoffnung schmeicheln würde, einst eine Freyheit wieder zu erhalten, welche sie zu sehr misbraucht hatte, als daß man ihr dieselbige klugerweise wieder geben könnte. Wenn in dem Anfange ihrer Verweisung die öffentlichen Nachrichten die Schärfe der Befehle, welche die Aebtißinn des Klosters in Ansehung dieser berühmten Gefangenen erhalten hatte, zu sehr übertrieben haben: so beweiset sogar die Uebertreibung selbst, wie sehr das Publikum sie für einer grössern Schärfe würdig hielt und die Falschheit dieser Nachrichten beweiset die Güte, die Wohlthätigkeit, die Menschenliebe und die mitleidigen Gesinnungen des Monarchen, wel-

cher Frankreich die ruhigste, die gerechteste, die rühmlichste und die glücklichste Regierung hoffen läßt, davon der Anfang schon die Merkmale der vollkommensten Klugheit, der genauesten Billigkeit, der zärtlichsten Liebe, der offenbaresten Leutseligkeit, der erleuchtetesten Religion und mit einem Worte aller der verschiedenen Tugenden trägt, welche Ludwig August von seinen berühmten Vorfahren geerbet hat. Schon sind die Franzosen voller Freude, an ihm die sich gegen das Volk herablassende Leutseligkeit und die Freymüthigkeit Heinrichs des Vierten zu bewundern, ohne an ihm dessen allzuverliebte Neigungen zu entdecken; an ihm die Gerechtigkeit Ludwigs des Dreyzehnten zu bewundern, ohne dessen Kleinmüthigkeit an ihm wahrzunehmen; an ihm die Klugheit, den Scharfsinn und den glücklichen Blick Ludwigs des Vierzehnten zu bewundern, ohne dessen Hoffarth, Pracht und übertriebenen Ehrgeiz an ihm zu finden; an ihm die Güte und die Liebe zum Frieden Ludwigs des Fünfzehnten zu bewundern, ohne derselbigen Fehler an ihm zu sehen. Möchte Europa ihm niemals eine gerechte Ursache geben, zu zeigen, daß, wenn er seinen Vorgängern durch den sämmtlichen Besitz aller sittlichen und christlichen Tugenden einigermassen überlegen ist, er ihnen deswegen in den kriegerischen Tugenden nichts nachgiebt, welche den wahren Held ausmachen, und daß er eben so würdig ist eine Nation zu beherrschen, welche die Liebe zum Ruhme und die Ehre ihres

Namens unüberwindlich auf dem Kampfplatze macht, wenn sie von solchen Oberhäuptern darauf geführet wird, die von dem nemlichen Triebe, wie sie belebet werden, als er verdienet, sie in dem Schoose des Friedens zu regieren und das Glück und das Wohl eines Volkes zu wirken, dessen edle Gesinnungen, dessen Grösse, dessen Muth und dessen Glück seine Nachbarn sogar durch ihre Eifersucht beweisen.

Die itzt in ihrem Kloster eingeschlossene Frau Gräfinn Du Barry suchet daselbst ihre lange Weile damit zu vertreiben, daß sie sich eine ziemlich bequeme Wohnung bauen läßt, um sich alda nach einem sehr verkleinerten Maasse der Weichlichkeit des Hofes zu überlassen, welcher sie sich ohne Einschränkung ergeben hatte. Ihre aufmerksame Sorge in Ansehung dessen erlaubt nicht vorherzusehen, daß sie die berühmte Frau de la Valliere in ihrer Ungnade nachahmen werde; auch hat sie weder das Herz, noch den Verstand, noch die Stärke dazu. Die erstere liebte Ludwig den Vierzehnten wirklich; sie würde ihn sogar auch alsdann noch geliebt haben, wenn er nur der geringste seiner Unterthanen gewesen wäre; die zweyte liebte an Ludwig dem Fünfzehnten nur seine freygebigen Geschenke; die Frau de la Valliere war tugendschaft und ihre übertriebene Zärtlichkeit machte sie gegen einen König strafbar, der ihr die zärtlichste und die beständigste Liebe geschworen hatte und der durch seine natürlichen Reize

so

so sehr fähig war, ein junges Herz zu verführen. Die Frau **Du Barry** kannte die Tugend niemals und sündigte immer aus Vorsatz und Neigung und, indem sie sich Ludwig dem Fünfzehnten ergab, hatte sie keine andere Absicht, als ihren Stolz zu befriedigen und ihr Glück zu erhöhen; es ist also kein Wunder, daß die Religion nicht die nemliche Macht über das Herz der einen, so wie der andern dieser berühmten und vornehmen **Gefangenen** habe. Die Frau **de la Valliere** hörete ihre Reue an, kehrete auf den rechten Weg zurück und endigte ihr Leben in den Uebungen der härtesten und der strengsten Busse. Wenn die Frau **Du Barry** ihr Beyspiel einst nachahmet: so kann man diese Begebenheit unter die Zahl dererjenigen setzen, die man unmöglich vorhersehen kann und man wird nicht mehr an der **Wirksamkeit der Gnade durch sich selbst** zweifeln können, worüber die Gottesgelehrten so oft unnützlich und vergebens gestritten haben. Magdalena und Paulus bekehreten sich; wird sich wohl die Tochter eines Capuciners bekehren? Dieß muß die Zeit uns lehren, und Gott muß dieses Wunder wirken.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kurze Lebensgeschichte der Frau Gräffin DuBarry nebst ihrem Bildnisse

Paris 1774

Biogr. 311
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10062863-7
VD18 10361219-002